

Am 12. November 1984 ertränkte sich, im Alter von 80 Jahren und fast erblindet, der Architekt Mario Ridolfi, nahe seiner Wohnung in Terni. Wer das war? Vielleicht ist es ungerecht, aber um mit einem Wort zu antworten, genügt ein Stichwort: Quartiere Tiburtino, Rom, 1949–1956. Seine Bedeutung für Italien geht nicht auf in dieser einen Siedlung. Seine Architektur war vielmehr seit den dreißiger Jahren ein Knotenpunkt unterschiedlichster Tendenzen. Er begann als Vertreter der jungen Garde des „Razionalismo“ im faschistischen Rom, heute gilt er für bestimmte Kreise als Vorläufer der Post-Moderne. Interessant ist aber auch, daß sein Werk wichtige Bezugspunkte zur gleichzeitigen Entwicklung in Deutschland aufweist. Seine Arbeiten nach 1945 sind eine klassische Auseinandersetzung mit der Architektur des italienischen Faschismus. In dieser Eigenschaft sind sie zugleich, von heute aus gesehen, ein Regionalismus von links.

Seine Jugendgeschichte folgt einem mythologischen Muster. Er kam aus armen Verhältnissen (in Rom geboren 1904) und arbeitete zunächst als Sohn eines Restaurators mit dem Vater zusammen, um nach der Arbeit zur Abendschule zu gehen. 6 Jahre, von 1918 bis 1924, hat er dann als Zeichner in einem Ingenieurbüro gearbeitet; sein Chef bezahlt die weitere Abendausbildung in Mittelschule, Technische Fachschule und am Kunstgewerbemuseum von Rom. „5 Jahre kam ich um 23 Uhr nach Hause, natürlich zu Fuß, und aß mein Essen kalt.“ (Ridolfi über sich selbst, 1943). Ab 1924 besucht er die Hochschule, wo er *Adalberto Libera* kennenlernt. Diese drei Ausbildungen, Handwerk, technischer Zeichner und akademisches Studium, müssen sich zunächst wie drei nicht miteinander verbundene Schichten übereinandergelegt haben. Sie treten sein Leben lang immer wieder unabhängig miteinander in Beziehung: als entzweit, sinnliches Verhältnis zum Material, als technischer Detailfetischismus, als entwurzeltes Studium der reinen bürgerlichen Formen. Es ist leicht zu denken, daß seine Architektur deshalb so wichtig geworden ist, weil er diese drei Schichten vielleicht nie ganz integriert, aber auch nie verraten hat.

1926 bis 1931 arbeitet er häufig mit Libera zusammen und probiert alles aus: Neue Sachlichkeit, De Stijl, die russischen Funktionalisten, aber auch den steifsten Neoklassizismus. 1928 entwirft er einen Turm aus gegeneinander verschobenen Scheiben für die erste „Esposizione italiana di Architettura Razionale“, der ganz deutlich den Agip-Hotelturm von 1968 vorwegnimmt. Insgesamt beobachtet man ein opportunistisches Verhältnis zur Form.

Bis zur Auflösung der römischen Gruppe des MIAR (Movimento italiano per l'architettura razionale) nahm er auch an der Verteidigung des MIAR gegen den Angriff Piacentinis Teil, mit dem üblichen Argument, wie in Frankreich, Deutschland, Russland usw., müsse die neue Gesellschaft des Faschismus mit den überlebten ästhetischen Traditionen der Demokratie brechen. 1933 macht er eine Studienreise nach Deutschland und in die Schweiz. Der Kontakt wird in den

Zum Tode Mario Ridolfis: Faschismus, Populismus, und die Liebe zu den Steinen.

folgenden Jahren intensiver, durch Architekten, die nach Italien überwechseln: *Wolfgang Frankl* und *Konrad Wachsmann*. Dadurch lernt er die technologischen Ansätze der Stuttgarter Schule kennen. Mit Frankl beginnt eine jahrzehntelange Zusammenarbeit (in den Kriegsjahren allerdings unterbrochen). Das Hauptwerk in diesen Jahren ist das Postamt an der Piazza Bologna in Rom (1933), wo er einen freischwimmenden, überall gerundeten Körper realisiert. Die Technologie ist modern, Stahlbetonskelett, Grundriss und schwebendes Dach sind „organisch“, die Fassaden monumentalistisch. Ähnlich ist sein Projekt für den Wettbewerb für den Palazzo Littorio e della Mostra della Rivoluzione Fascista, 1934: Dieser Entwurf beruft sich auf die Peterskonnaden von Bernini, sieht aber aus wie der Leninplatz in Ost-Berlin.

1940 wendet er sich zum erstenmal der ländlichen Architektur zu, mit einem Projekt für ein landwirtschaftliches Gehöft in S. Elia Fiumerapido, Lazio. Dieses Projekt entspricht dem anderen Gesicht des italienischen Faschismus: Reagrarisierung. Es ist interessant zu sehen, daß gerade in diesen Jahren in Film und Literatur der Neo-Realismus beginnt, der nach dem Fall des

Faschismus zur Ideologie der Bewältigung des Faschismus wird. Ridolfi versucht mit diesem Landprojekt erstmals eine anonyme Architektur, d. h. die Volkstradition macht die Architektur, der bürgerliche Architekt verschwindet aus seiner verantwortlichen Rolle.

Mit Kriegsende beginnt die erfolgreichste Phase seiner Tätigkeit. Ridolfi ist für die neue Situation voll vorbereitet: in den letzten Jahren des Faschismus hat er sich nicht nur mit der „anonymen“ Architektur auseinandergesetzt, sondern zugleich eine technologische Basis für sie erarbeitet. Das macht ihn in der Nachkriegssituation relativ konkurrenzlos. Sein Vorhaben ist eine Typisierung und Vereinheitlichung des Wohnungsbaues auf handwerklicher Ebene. Es handelt sich also nicht um eine Typisierung im Sinne der deutschen Diskussion der 20er Jahre. Ridolfi schlägt eine „tecnologia povera“ vor, indem er sich an den Erfordernissen einer einfachen Baustelle orientiert, die durch Mangel an technischem Gerät und ein Überangebot an Arbeitskräften gekennzeichnet ist. Die Bausteine für diese handwerkliche Vorfertigung sind zum Teil schon in den 30er Jahren Blatt für Blatt und Detail für Detail von Ridolfi und Frankl gezeichnet

worden. Bei der Zusammenfassung orientierte sich Ridolfi an den Bauübeln des Deutschen NS, aber zitiert graphisch auch ein deutsches Nachkriegsprodukt, *Völklers* „Wohnbauübeln“. 1946 erscheint das „Manuale dell'architetto“. Es will die zwei gegenläufigen historischen Tendenzen zusammenbringen: Vereinheitlichung und regionales Bauen. Die unüberbietbar bissige Kritik *Tafuris* trifft angesichts der letzten Unmöglichkeit dieser Einheit sicher nicht daneben: „...das Manuale... ist Frucht eines gegen Intellektualismus durchaus nicht immunen Durchschnitts regionaler Kultur: das regionale Esperanto (esperanto vernacolare), das in ihm technologische Form annimmt, verbindet sich zu einer Verherrlichung des Regionalismus im „folk“-Kostüm, das eine der ideologischen Ingredienzen des New Deal's war.“

Der Hinweis auf das New Deal verrät aber auch, worin Tafuri dem Manuale unrecht tut: er wirft ihm quasi vor, in der damaligen politischen Situation erfolgreich gewesen zu sein. Die Situation war eben auch die, daß Schichten für kurze Zeit zum Thema der Politik aufstiegen, um die sich bis dahin niemand wirklich gekümmert hatte: das Volk, eine damals in Italien noch vorhandene Mehrheit von Handwerkern, Bauern und land- und arbeitslosen Kleinbürgern. Und ist so schwer vorstellbar, daß eine kommunistische Kooperative auf dem Dorf sich des Manuale bedienen könnte? Verdrängt ist auch ein drittes Element in Tafuris Kritik der Bauübeln: „eine aus dem Bauch kommende Liebe zum Handwerk“ (G. Muratore) und zum Material. Die Akkuratess des Handwerks ist nicht regionalistisch, sondern international, und die Liebe zu den Steinen ist noch immer gesamtmediterran.

Ridolfi verbreitet ab 1945 seine Ideen in Vorträgen und Artikeln, unterstützt von der Zeitschrift „Metron“, die *Bruno Zevi* zusammen mit ihm gegründet hat. Bruno Zevi begann damals, Frank Lloyd Wright und die organische Architektur Nordeuropas in Italien bekannt zu machen. Dieser Einfluß Zevis war nicht unwichtig angesichts der Notwendigkeit für Ridolfi, sich glaubhaft von seiner rationalistischen Architektur der faschistischen Ära abzusetzen. Wie für die anderen rationalistischen Architekten Italiens geht es für Ridolfi darum, in einer Veränderung seiner Formsprache gleichsam Buße zu tun für seine Anpassung an das „Regime“.

Große Teile der italienischen Intelligenz haben ähnliche Probleme und sie lösen sie durch die Bewegung des Neo-Realismus. Der Neo-Realismus ist der vorübergehende Versuch, das Volk zum Subjekt der Kultur zu machen. Das Volk ist die neue „jungfräuliche“ (Asor Rosa) politische Größe, die sich in der Resistenza herausgebildet hat. Auf diese neue Größe projizierten Künstler und Architekten alle ihre neuen Absichten: „Die instinktive Hinwendung ... zur Gestalt des Volkes ... stellt das Ergebnis dieser spontanen Projektion nach außen dar, des Intellektuellen auf Suche nach einer erneuerten sozialen Beglaubigung ... seiner eigenen Funktion“ (Asor Rosa). Anders als in Deutschland, kommt es dabei zu überraschenden Dichotomien: auf

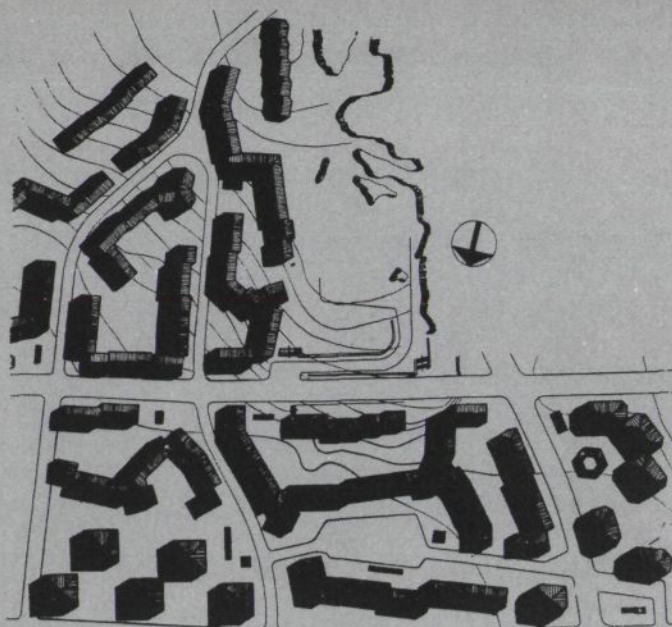


Mario Ridolfi

der faschistischen Seite der Ästhetik des bürgerlichen Subjekts, auf der neuen Seite die Kultur des Volkes, auf der alten Seite die Verherrlichung der Vernunft, auf der demokratischen Seite die Gefühle, das Regionale, das lebendige „Ambiente“, das Organische in der Form. Kennzeichnend für diese Stimmung sind z. B. Carlo Levis Roman „Christus kam nur bis Eboli“ (1945) und die Filme *De Sicas*, „Roma città aperta“, (1945), „Fahrraddiebe“ (1948), „Miracolo a Milano“ (1951).

Ridolfis Ansatz entspricht aber nicht nur genau einer kulturpolitischen Wende, sondern auch einer entsprechenden politischen Situation, und insbesondere dem Populismus der damaligen Democrazia Cristiana. Seine Vorstellungen gehen in einer unglaublichen Vollständigkeit, die bis in die Wortwahl reicht, in die „Legge Fanfani“ von 1949 ein. In diesem Gesetz des damaligen Ministers werden die kulturellen Impulse des Neo-Realismus für eine Beschäftigungspolitik benutzt, die den Massen Arbeit gibt, ohne sie zu industrialisieren. Tafuri weist mit Recht darauf hin, daß dies im Gegensatz steht zur norditalienischen Architektursituation, wo die Massen industrialisiert und beschäftigt sind, aber Häuser brauchen. Im Mezzogiorno ist das Haus Mittel der Beschäftigungspolitik, und die „tecnologia povera“ bietet die Chance, mit den örtlichen handwerklichen Mitteln Arbeit zu schaffen. Auf diesem Hintergrund werden die Ideen Ridolfis nicht nur zum Credo der römischen Schule, sondern folgerichtig auch staatlich institutionalisiert. Der neo-realistische, „kulturelle“ Einfluß auf die Politik der DC zeigt sich vor allem in der Betonung des „Ambiente“, der regionalen Umwelt: „Das Haus soll zur Bildung einer städtischen Umwelt beitragen, indem es die geistigen und materiellen Bedürfnisse des Menschen vergewärtigt, des wirklichen Menschen und keines abstrakten Wesens: des Menschen also, der die unendlichen und monotonen Wiederholungen desselben Wohnungstyps, wo er seine eigene Wohnung nur durch eine Nummer unterscheidet, weder liebt noch versteht. Er lehnt die Schachbrettplanung ab und bevorzugt Umgebungen, die zugleich gesammelt und bewegt sind. Es werden also die Bedingungen des Geländes sein, die Besonnung, die Landschaft, die Vegetation, die vorhandene Umwelt, die Lokalfarbe, die die planmäßige Komposition verdeutlichen werden, damit die Bewohner der neuen städtischen Zentren den Eindruck haben, daß darin auch etwas Spontanes, Genuines ist, etwas, was unlöslich mit dem Boden verschmolzen ist, auf dem diese Zentren entstehen.“ Das geht so weit, daß sogar im Gesetz gefordert wird, „ausdrücklich zu versuchen, eine Umwelt (Ambiente) zu schaffen, wenn der Ort von Natur aus keine aufweist.“ (Legge Fanfani vom 28. 2. 1949).

Geht man, diesen Text im Kopf, ins Quartiere Tiburtino in Rom, findet man die Legge Fanfani in gebauter Form wieder. Über die Reichweite der Architektur bei der Verbesserung der Welt mag man denken wie man will, eines ist hier vollkommen überzeugend: wie sehr der „ambientale“ Ansatz hier tatsäch-



Quartier Tiburtino in Rom, 1950

Architekten:

Gruppe Quaroni und Ridolfi

(Aymonino, Chiarini, Fiorentino, Gorio, Lanza, Lenci, Lugli, Melagrani, Menichetti, Quaroni, Ridolfi, Valori.)

Lageplan



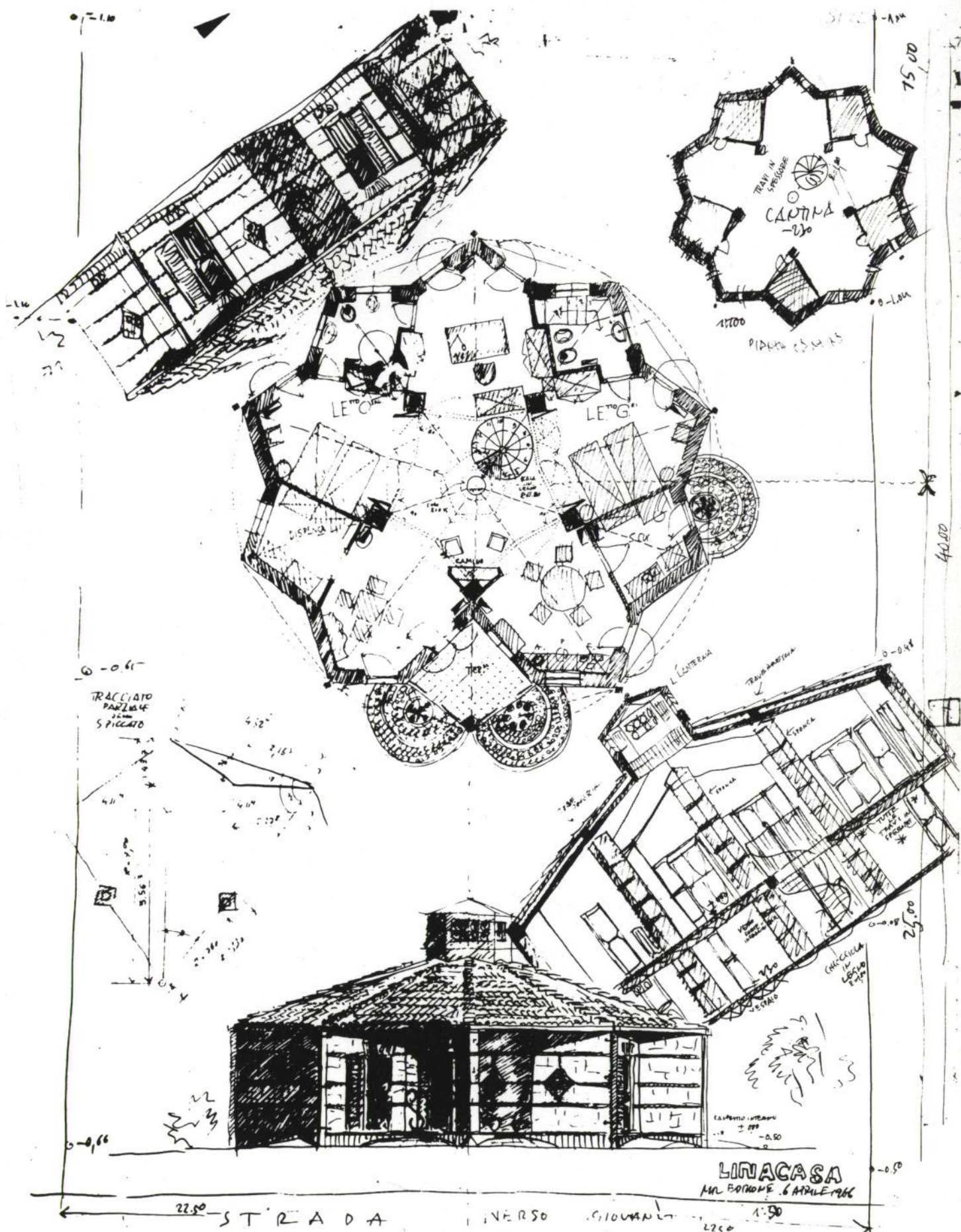
Heutiger Zustand

lich geglückt ist. Man sieht das an der Differenz zwischen Gesamtplan und konkreter Situation. Der Plan ist banal und könnte irgendwo in Europa realisiert worden sein. Man muß hingehen, dann verschwindet der Eindruck von Geplantheit, es scheint, als hätten die Häuser immer schon da gestanden. Man hat den Eindruck einer gewachsenen anonymen Architektur und traditioneller Räume. Dabei ist gerade dieses Quartiere nicht von Ridolfi allein geplant worden, sondern gleichberechtigt mit einem so unterschiedlichen Architekten wie Ludovico Quaroni und einer ganzen Gruppe anderer, junger, verheissungsvoller Architekten (u. a. Carlo Aymonino).

Die Wirkung des Quartiers hängt keineswegs an den folkloristischen Details, den offenen Trockenböden aus der Landarchitektur, den unregelmäßigen Dachformen der mittelalterlichen Stadtbilder. Vielmehr entwickelt sich der populistische Eindruck durchaus aus der Wohnungspologie. Es ist natürlich kein Ziel gewesen, die stringente Planung der Wohnungen und Hausteile nach außen erscheinen zu lassen. Es stehen aber sowieso nicht nur populistische Erscheinung und funktionalistische Wohnungstypologie gegeneinander, so leicht kann man sich die Polemik keineswegs machen. Sieht man sich z. B. die Punkthäuser an, so ist die Typologie durchaus mehrdimensional. Einerseits wird ein mediterraner Agglomerationstyp neu formuliert, andererseits geschieht dies mit der funktionalen Eindeutigkeit eines Dreispanners auf der Berliner Interbau 1957. Deswegen wirken die folkloristischen Zitate nicht angehängt, sondern wie genau an ihrem Orte, und sie sind nicht nur Eigenschaften, Design, einzelner Häuser, sondern eingebaut in eine raumbildende Beziehung zwischen den Häusern. Sehr schön sagt Giovanni Astengo (1951): „...wer dort wohnt, erkennt mühelos die Weitungen und verliebt sich in seine Ecke.“

Das Quartiere Tiburtino steht nicht allein, sondern es ist Teil eines über ein Jahrzehnt reichenden, umfangreichen Bauprogrammes der INA-CASA, der zur Verwirklichung der Legge Fanfani geschaffenen staatlichen Wohnungsbaugesellschaft. Im Verlauf der 50er Jahre realisierte Ridolfi eine ganze Anzahl weiterer Siedlungen. Alle haben einen eher bescheidenen Umfang und liegen aus Kostengründen weit ausserhalb der Städte. Das neo-realistische Experiment einer anonymen Architektur geht aber wesentlich schneller zu Ende als das Bauprogramm. Bereits in der zweiten Hälfte der 50er Jahre schafft das Wirtschaftswunder neue Bedingungen, und die Architektur paßt sich dem an.

Ridolfi hat aber auch schon gleichzeitig mit dem Quartiere Tiburtino eine andere Form des Massenwohnungsbaus entwickelt, z. B. im Quartiere INA-Casa in Cerignola, Foggia (1950), wo er eine strenge, aber personen- und nicht ortsgebundene Formsprache anwendet. Das gilt noch mehr für den großstädtischen Wohnungsbau in Viale Etiopia in Rom (1951-54), wo die Spekulation die Ausnutzung diktiert. Die Volkskultur zieht sich hier auf eine zweite Schicht von handwerklichen ornamentalen Eingriffen innerhalb des strengen Betonra-



sters zurück (und über das neunte Stockwerk baute damals Ridolfi zum erstenmal jene Pseudo-Satteldächer, die in der heutigen Deutschen Spekulationsarchitektur so beliebt sind.)

Für den ganzen späteren Wohnungsbau Ridolfis mag der Hinweis auf den Quartiere San Libérale in Treviso, 1957-58, ausreichen. Obwohl es keine Spur des neo-realistischen Vokabulars mehr gibt, sind die öffentlichen Räume ähnlich wie im Quartiere Tiburtino. Wie dort gibt es zwei Häusertypen: Turm und Reihenhäuser. An die Stelle scheinbar anonymer Unregelmäßigkeiten ist die vollständige architektonische Durcharbeitung der sichtbaren Form getreten. Beide Typen sind einfache geschlossene Baukörper, wobei die Reihenhäuser ländliche Züge haben (Vorgarten und Ziegeldach), die Türme eher klassisch geformte Stadtpalazzi sind, mit Sockelgeschoß und Zinnen. Der öffentliche Raum ist kein kollektiver Gesamttraum mehr wie in Rom, sondern zerfällt zwielerartig in öffentliche, halböffentliche und private Schichten, die sich um die Häuser herumlegen. Noch heute grenzen Wiesen und Äcker an die Siedlung an. Erstaunlicherweise gilt für beide Siedlungen gleich, daß sie ungeheuer zeitgemäß aussehen.

Ridolfis Spätwerk konzentriert sich fast ausschließlich in Apulien, in Terni. Dort hat er zusammen mit Frankl nicht nur den Generalplan der Stadt aufgestellt, sondern auch in der kriegsbeschädigten Altstadt von Terni gewichtige Eingriffe vorgenommen, eine große Schule, Wohnungen, Geschäftshäuser. Dabei zeigt sich, daß Ridolfi kein „behutsamer“ Architekt gewesen ist, sondern für seine Neubauten das gleiche Gewicht und von Fall zu Fall ein mehr an Kubatur beansprucht

wie die historischen Bauten. In Terni hat Ridolfi 1966 auch sein eigenes Haus gebaut, das er „Casa Lina“ genannt hat (Umkehrung von L'INA-Casa). 1976 hat er sich hier endgültig zurückgezogen. Diese „Casa Lina“ ist typisch für seine letzten Arbeiten, einige wenige Hausumbauten und Einfamilienhäuser. Nach den gewaltigen Siedlungsmassen der 50er Jahre und Mammutprojekten wie dem Knast von Nuoro, konzentriert er sich gezwungenermaßen auf den allerkleinsten Maßstab. Auch jetzt wird er nicht rural, der kleine Maßstab läßt das Material vielmehr hervortreten aber das Schema ist dasselbe wie in der Viale Etiopia in Rom, ein technisches Gerüst, ein rationalistisches Gesamtdesign und eine von der technischen Struktur gerahmte, aber irgendwie unabhängige Sinnlichkeit des Materials.

Wenn es jemanden gibt, der in den letzten zehn Jahren sich um Ridolfi gekümmert hat, ist das Paolo Portoghesi. Ohne ihn gäbe es wenig Material über Ridolfi. Portoghesis Interesse an Ridolfi ist erklärlich: er findet in ihm einen Vater für seine eigenen ornamentalen Abweichungen, und über den Mythos von der handwerklichen Herkunft ein Bindeglied zwischen ihm und dem Urvater Francesco Borromini. Portoghesis These, daß Ridolfi einer der Väter der Post-Moderne sei, wäre aber kein ausreichender Grund um sich mit ihm zu befassen. Wir sammeln im folgenden noch einmal die Punkte, wo uns Ridolfi heute spannend zu sein scheint.

Die erste, allgemeinere Fragebene betrifft die „anonyme“ Architektur. Es fällt auf, daß Ridolfi nur wenige Male damit ernst macht, am meisten beim Quartiere Tiburtino. Die erfahrbare Annehmlichkeit einer anonymen Architektur ist ja

gegeben sowohl in alten Städten wie auch in Neubauvierteln wie dem Quartiere Tiburtino oder neueren Versuchen (meinen Kroll, Ralph Erskine), daß die Decke des Neo-Realismus – und jedes anderen Populismus – zu kurz ist. Man kann nicht jahrzehntelang und millionenfach „Ambiente“ produzieren. Der springende Punkt liegt aber wo anders, nämlich weniger in der Echtheit des Ambiente, als in der uneingelösten Utopie, eines Verschwinden des Architekten. Davon hat Ridolfi sicherlich geträumt, aber das einzige Werkzeug, das er zur Verfügung hatte, war die Ideologie des Handwerkers, der in der Qualität seiner Arbeit und seiner Werkstoffe erscheint. Das bürgerliche Verschwinden aus der Form hat Ridolfi nie geschafft, auch kein anderer. Sein manisches Zeichnen ist ein Kommentar dazu: eine Art Buße dafür, daß er als Handwerker gar nicht mehr arbeitete. Stattdessen hat er alles immer wieder neu zu zeichnen. Je mehr er zeichnet, desto mehr Formen produziert er, desto schärfer stellt er sich als Architekt den wirklichen Handwerkern oder Arbeitern gegenüber, die in der Regel wissen, wie man einen Stein schneidet oder wie man ein Fenster macht oder ein Gitter biegt. Sein Bündnis mit den Steinen, und den Naturformen hilft ihm dabei nicht viel. Wie alle Architekten, ist er letztlich mit den schönen Steinen einig gegen die Menschen. Aber er hält die wichtigsten Wünsche seiner Arbeit exemplarisch offen: Versöhnung mit dem Material, Anpassung an einfache Arbeitsbedingungen, Verschwinden des Architekten aus der Form.

Dann die „politischere“ Ebene: Wir haben den biographischen Bezug Ridolfis zum Deutschland der 30er Jahre schon angedeutet.

Dieser Einfluß reicht aber weiter als hier ausgeführt werden konnte. Spannend für den Vergleich mit Deutschland ist aber, wie ähnliche, oder fast gleiche, Motive in politisch ganz unterschiedliche Situationen eingebettet sind, und zwar in Deutschland in der Vorphase des NS und teils auch in den NS selbst, in Italien in die Phase der Bewältigung des Faschismus nach dem Krieg, durch eine aus der Resistenza hervorgehende Kulturbewegung. Das gilt für die verschiedenen Ebenen des architektonischen Herangehens: z. B. wenn Ridolfi sich in seiner Zeichenweise oder in seinen Reihenhäusertypen ausdrücklich auf *Tesenow* beruft, so steht das in Italien in einem ganz anderen Kontext. Ebenso sind die Formspekulationen, die Ableitung von Formen aus dem Kristall oder aus der Blattstruktur, von denen eines *Kükelhaus* nicht weit entfernt, und bringen doch eine ganz andere Sozialität zum Tragen. Sowohl in der Phase des Neo-Realismus wie in der Wirtschaftswunderphase wird das Ausdrucksverlangen des Architekten in eine soziale Richtung geschickt, während in Deutschland gerade formmüde oder formschwache Architekten von den staatlichen Ausdrucksbedürfnissen des NS angezogen wurden.

Entsprechend stand in Deutschland 1945 nicht der Populismus auf dem Programm, sondern die Rückkehr zur reinen und politischen Architektur, deren Spaltung und Repolitisierung erst in den letzten Jahren auf der Ebene der Form durchgeschlagen ist: auf der einen Seite postmoderne Stadtpaläste, auf der anderen Seite eine neue „architettura povera“.

Dieter Hoffmann-Axthelm,
Ludovica Scarpa

Ansicht,



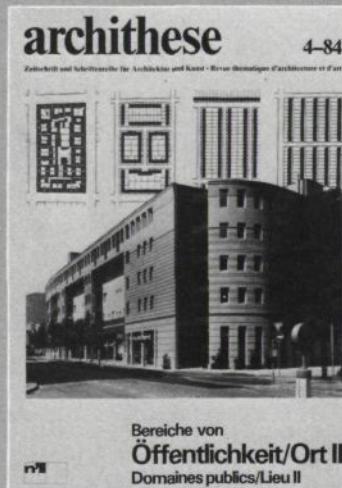
Literatur:

- G. Astengo, Nuovi Quartieri in Italia, Urbanistica, 1951, n. 1, S. 9-25.
- V. Gregotti, Alcune recenti opere di Ridolfi, Casabella, 1956, giugno, n. 210.
- Controspazio, 1974, n. 1 (Monographie über Ridolfi).
- A. Asor Rosa, Storia d'Italia, Vol. IV^o, Dall'Unità ad oggi, Bd. 2, La cultura, Torino, 1975 (Insb. II Neorealismo, S. 1604-1615).
- S. Danesi, L. Patetta (Hrsg.) Il Razionalismo e l'architettura in Italia durante il Fascismo, Venezia, 1976.
- M. Cennamo (Hrsg.), Materiali per l'Analisi dell'architettura moderna, il MIAR, Napoli, 1976.
- Comune di Terni, Le Architetture di Ridolfi e Frankl, Catalogo della Mostra, a cura di F. Cellini, C. D'Amato, E. Valeriani, Terni, 1979.
- F. Cellini, C. D'Amato, Il mestiere di Mario Ridolfi, in: La Presenza del Passato, 1^o Mostra Internazionale di Architettura, La Biennale di Venezia, Venezia, 1980, S. 68-76.
- M. Tafuri, Architettura italiana, 1944-1981, in Storia dell'Arte Italiana, Parte II^o, Vol. 3^o, Il Novecento, Torino, 1982, S. 425-550.
- Paolo Portoghesi, Ridolfi, quando l'architettura è poesia, in: La Repubblica, Milano, 14. 11. 1984.

archithese 4

Das Thema „Ort“, Schwerpunkt von archithese 3-84 (vgl. 78 ARCH⁺, S. 8) ragt in das 4. Heft und findet scheinbar (hoffentlich nicht endgültig) seinen Abschluß im 5. Heft des Jahrgangs '84; leider liegt mir zum Redaktionsschluß die letzte archithese '84 noch nicht vor. Fortsetzung wird es durch Aufsätze zu historischen Formen der „interprétation du 'locus'“ (Malfroy), beispielsweise festgemacht an der Villa Serego von Palladio (Malfroy, „Architecture de villa et interprétation du 'locus'“), an der „Antikenkonstruktion in der Havellandschaft des Berliner Klassizismus“ (Pieper, „Der Ort des Humanismus“) und an der Landschaftsmalerei C. D. Friedrichs (Grütter, „Die Landschaft als Identifikationsort“) (archithese 4-84). Colli („Der Verlust des Ortes“) setzt sich mit den philosophischen Grundlagen des Norberg-Schulz'schen „genius loci“ auseinander. Sie weist darauf hin, daß sich der „städtische Ort... mehr und mehr zu einer „städtischen Auswirkung“ wandelt; man müsse erkennen, „daß der Tod des „genius loci“ in der kollektiven Erinnerung schon eingetreten“ sei. Das Ignorieren des Verschwindens des „genius loci“ begünstige nicht die „Möglichkeit einer Wiedergeburt, sondern vielmehr diejenige eines neuerlichen Verkenne“ (archithese 5-84). Die Fragen, die sich m. E. in diesem Zusammenhang stellen, sind die, ob es jemals in der Geschichte von Klassengesellschaften eine solche „kollektive Erinnerung“ an einen „genius loci“ gegeben hat und inwieweit in unserer Gesellschaftsformation an eine „Möglichkeit einer Wiedergeburt“ eines sog. „genius loci“ überhaupt gedacht werden kann.

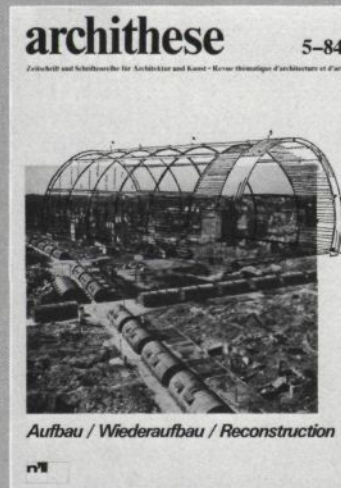
Thematisch betrachtet, knüpft im weiteren Sinne der Themenschwerpunkt der archithese 4-84 an diesen Fragestellungen an: „Bereiche von Öffentlichkeit“. Er beginnt mit einem einleitenden „Gespräch über den städtischen Raum“ („Bereiche von Öffentlichkeit“), das Martin Steinmann, der Redakteur der archithese mit den Architekten Hoesli, Marbach und Rüge, dem Stadtplaner Wanner und mit dem Architekturhistoriker v. Moos führte. Bei näherer Lektüre erscheint dieses Gespräch eher als thematisches Gelenk zwischen den Schwerpunkten „Ort“ und „Öffentlichkeit“. Das, was den städtischen „Ort“ ausmache, die Stadt als Form (Wanner), als Bilderwelt (Steinmann), für deren Gestaltung die „Grammatik des städtischen Raumes“ anhand von geschichtlichen Beispielen erst wieder gelernt werden müsse (Steinmann), stehen eigentlich im Mittelpunkt des Gesprächs. Abgesehen von der m. E. unzulässigen Reduktion der Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit auf ausschließlich räumliche Kategorien scheint es für solche Gespräche unter „Fachgenossen“ charakteristisch zu sein, analog der umstrittenen phänomenologischen Auffassung des Begriffs „Ort“ (vgl. 78 ARCH⁺) auf der phänomenologischen Ebene und im anschaulichen Denken zu verharren. Eine kritische Auseinandersetzung mit den Begriffen „Ort“ und „Öffentlichkeit“ und mit der Bedeutunghaftigkeit des städtischen Raumes fand nicht statt, obwohl Steinmann, v. Moos und Wanner Ansatz-



punkte hierfür lieferten.

Castex's Beitrag („Eine Stadt lesen: Versailles“) beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen dem Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit und dem Stadtraum; dieser Dualismus ist jedoch nur ein Aspekt seiner „architektonischen Geschichte der Stadt“. In seinem Versuch, die typologische und morphologische Methode mit der „anthropo-soziologischen Methode“ zu verbinden, begreift er die Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit auch in ihren sozialen Dimensionen (Repräsentation und Kontrolle vs. Aneignung, Veränderung und Markierung). Seiner Art von Geschichtsschreibung, in der er vorrangig von den Bestandteilen der Stadt, Gebäudetypen und Gebäudeblock, auf das Gesamte der Stadt schließt, ist kritisch anzumerken: Die Stadt, vor allem von ihren sozial-räumlichen und symbolischen Inhalten her gesehen, ist mehr als die einfache Summe ihrer Teile. Die Markierung von städtischen Räumen durch Kunst und Alltags-Ästhetik und ihre öffentliche Funktion sind die Themen der Aufsätze von Kesser („Plätze-Zeichen der Gemeinschaft“), Cattaneo („Kritzeleien von Kindern - oder die Eroberung des gebauten Raumes“) und von Holz („Zur Öffentlichkeitsfunktion von Kunst“). Den Kunstwerken seien - so Holz - im architektonischen und städtebaulichen Kontext „die Chancen zur Objektivierung gegeben - Gestaltung kollektiver Funktion und nicht bloß Ausdruck von Subjektivität zu sein“. Wenn davon ausgegangen wird, die Kunst könne „ein wichtiges Moment der Bewußtseinsbildung, des kollektiven Selbstverständnisses werden“ (Holz), so stellen sich m. E. zwangsläufig die Fragen nach der Wahrnehmungskompetenz der Perzipienten von Kunstwerken, nach den praktischen und psychischen Aneignungsmöglichkeiten von Kunst und nach der Existenz des vermeintlichen „Kollektivs“ bzw. einer einheitlichen Öffentlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Cattaneo widerlegt - wenn auch nur indirekt - die Auffassung über die Existenz einer

Zeitschriftenschau



einheitlichen bürgerlichen Öffentlichkeit; sie setzt der Erwachsenengesellschaft die „Kindergesellschaft“ gegenüber. Sensibel für die Alltags-Ästhetik spürt sie die Spuren (Kritzeleien, Linien und Markierungen) der „Kindergesellschaft“ in gebauten Räumen und unfertigen räumlichen Situationen auf, die nicht nur auf die reale und symbolische Eroberungen und Besetzungen von Orten durch Kinder verweisen, sondern zugleich in das kindliche „Kommunikationssystem“ und zu ihrer Gruppenkultur gehören.

Es gibt also eine gruppenspezifisch segmentierte, vermutlich auch eine sozial segmentierte Öffentlichkeit. Hierum kreist der Beitrag von Führ und Stemmerich („Inhalte von Öffentlichkeit“). Sie definieren Öffentlichkeit als einen sozialen Sachverhalt, als „Vergemeinschaftung von Handlungen und Erfahrungen“, d. h. „als bestimmtes soziales Verhalten, das sich ausdifferenzieren und unterschiedliche Inhalte haben“ kann. Anhand von Beispielen zeigen sie, daß es verschiedene Arten und Formen von Öffentlichkeit gibt. Öffentlichkeit sei eine „Dimension des sozialen Handelns“ und nicht eine „Eigenschaft mehr oder weniger offener, bloß architektonischer Volumen“. Gegen die gegenwärtige Stadtraumdiskussion gewendet, formulieren sie die These, daß die ästhetische Fassung von Architektur und Stadtraum allein nichts ermögliche; die materielle Umwelt setze nur gewisse Bedingungen bei der Konstitution von Öffentlichkeit. „Nur durch bestimmte soziale Handlungsreize und -anlässe (werde) eine je spezifische Öffentlichkeit erreicht“ (Führ/Stemmerich). Erst auf der Basis der Erkenntnis, daß in unserer Gesellschaftsformation Öffentlichkeit wie Privatheit nur als gruppenspezifisch und sozial segmentierte begriffen werden und Architektur und Stadtraum nur als Medien sozialen Verhaltens und Handelns sein können, wird m. E. eine adäquatere Diskussion über den Zusammenhang von Öffentlichkeit/Privatheit und dem Sozialraum Stadt möglich.

archithese 5-84

ist schwerpunktmäßig den Siedlungs- und Wiederaufbaumaßnahmen in unterentwickelten Regionen in Europa und in der sog. „Dritten Welt“ und der ersten Wiederaufbauphase nach dem Kriege gewidmet. In der ersten „Abteilung“ werden der Wiederaufbau von Bauernhöfen in der Campania („Wiederaufbau von Bauernhöfen in Castelnuovo di Conza/Campania“), experimentelle Häuser in Peru („Maisons expérimentales Previ, Lima, Perou“), „Häuser in Man, Elfenbeinküste“ und Wiederaufbaumaßnahmen in erdbebengeschädigten Gebieten Guatemalas („Wiederaufbau in Guatemala“) vorgestellt - alles „schweizerische“ Projekte. Abgeschlossen wird dieser Teil von einem Beitrag von Löpfe „zum Problem des Ethnozentrismus im Umgang mit der 3. Welt“ („Das Eigene und das Fremde“).

Die zweite „Abteilung“ beginnt mit dem sehr informativen Aufsatz von Meili und Peter über die ersten Raumplanungsvorschläge, die ersten Anstrengungen zur Industrialisierung der Bauproduktion, über den praktischen Wiederaufbau und den staatlich gelenkten, sozialen Massenwohnungsbau in Frankreich nach 1944 („Bauen in Frankreich (nach 1944)“). Frank beschäftigt sich mit dem deutschen „Neuanfang“ nach dem Kriege im Stadtbau, Wohnungswesen und in der Architektur („... Rettung der Seele durch Gestalt“). Um eine besondere bauliche Erscheinungsform des Wiederaufbaus im britischen Besatzungsgebiet, die „Nissen-Hütten“, und ihre Nutzung dreht sich der Beitrag von Höhns („Wer einmal unter'm Blechdach saß“). Eine „verpaßte Gelegenheit“ beim Nachkriegswiederaufbau in Wien, dem erst im 19. Jh. bebauten Glacis am Donaukanal, erörtert Birkner („Die Geschichte korrigieren“). Den Wiederaufbau Mailands und die ihm zugrundeliegenden „réflexions sur les catastrophes et la dynamique urbaine“ beschreibt Vitale („La mémoire et les pierres“). Preusler's Beitrag zu Schwagenscheidts städtebaulicher Tätigkeit in der UdSSR in den 30er Jahren fällt etwas aus dem Rahmen des Heftschwerpunktes („Ich gehe von dem wirklichen Leben aus ...“). Er behandelt ein in der „Fachöffentlichkeit“ noch wenig bekanntes, m. E. aber bedeutsames Kapitel deutscher Architekten- und Planergeschichte. Preusler gelingt es, einige der Ursachen der Ernüchterung der „modernen“ Planer und des Scheiterns der „Expedition des Neuen Bauens“ unter den gesellschaftlichen, materiellen und ideologischen Bedingungen des sich im Aufbau befindenden sozialistischen Staates aufzuzeigen.

Nach fast einem Jahrgang archithese, der einige Einblicke in aktuelle Diskussionen um Architektur und Städtebau gewährte, kann man gespannt dem neuen Jahrgang des Periodikas entgegensehen.

Erich Konter

Housing Review

Nr. 6, Nov./Dez. 1984

Kaum Grund zum jubeln konstatiert Housing Review zum Ende des Jubiläumsjahres 1984 einleitend. (Not Yet Much Cause for Jubilation, S. 225)

- Der Wohnungsbestand verfällt schneller als er instandgesetzt bzw. erneuert werden kann.
- Die in Systembauweise errichteten Hochhäuser (tower blocks) verschlingen astronomische Summen an Reparaturkosten.
- Auch Ende 1984 besteht weitgehende Unsicherheit darüber wie die begrenzten Mittel am effektivsten eingesetzt werden könnten, um den vorhandenen Wohnungsbestand zu sichern.
- Das System der Wohnkostenzuschüsse (kaum novelliert) wird als ineffektiv und ungerecht empfunden.
- die Wohngeldzahlungen explodieren, etc. etc.

Bei steigendem Problemdruck werden die Mittel im Wohnungs- u. Städtebau, auch im Haushaltsjahr 85/86, weiterhin zusammengestrichen. Trotz dieser ungünstigen Ausgangslage macht Housing Review für 1985 auch „glimmers of hope“ aus. Statistisch gesehen gibt es keinen erheblichen Mangel mehr zwischen der Anzahl an Haushalten und den vorhandenen Wohnungen. Aber was nützt der Überhang an Wohnungen in Meyerside, wenn wegen einer möglichen Beschäftigung in Inner London dort intensiv aber vergeblich nach einer Wohnung gesucht wird.

Besonders im kommunalen Wohnungsbestand ist es mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, eine Wohnung zu finden oder bei einem Wohnungswechsel in einen anderen Bezirk wiederum eine gemeindeeigene Wohnung zu erhalten. Immerhin bemerkt Housing Review einen gewissen Erfolg des „National Mobility Scheme“ der die Vermittlung oder den Tausch von Wohnungen seit Anfang 1984 organisierte.

Erfreulich sei auch die Entwicklung dezentraler Wohnungsverwaltung durch Mieterinitiativen und housing cooperatives. Die erwiesenermaßen wirkungsvollen Ansätze müßten auch in Zukunft weiterentwickelt werden. Als nicht überraschend, weil gehätschtes Kind der konservativen Thatcherregierung werden besonders Erfolge bei der Bereitstellung von Hilfe zum Wohnungseigentum oder Teileigentum vermeldet. So nützlich diese Programme teilweise seien, denjenigen die aus vielerlei Gründen kein Eigentum bezahlen können oder wollen nützen sie nicht. Der Mietwohnungssektor, so Housing Review, bleibt auch 1985 Stiefkind der Londoner Zentralregierung. Für 1985 sieht Housing Review Anzeichen für eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen den am Wohnungsbau beteiligten Institutionen, insbesondere bei Bausparkassen, Kommunen und Housing Associations (Wohnungsbaugesellschaften). Housing Review will sich auch 1985 für eine Umverteilung der zur Verfügung stehenden Mittel zugunsten derjenigen einsetzen, deren eigenes Einkommen nicht ausreicht, sich eine menschenwürdige Wohnung leisten zu können.

Mietrückstände haben im vergangenen Jahr einen zentralen Stellenwert in der wohnungspolitischen Diskussion eingenommen. Nationalweit sind die Mietrückstände (rent arrears) zwischen 1972/73 von 13 Mio. auf 139 Mio. L. 1980/81 angewachsen. Dementsprechend häufig wird zu entsprechendem

Thema publiziert. Wissen wir überhaupt wovon wir reden, fragt die Yorkshire Region Research Group und kritisiert die völlig unterschiedlichen Begriffsbestimmungen von denen verschiedene Autoren beim Thema „rent arrears“ ausgehen. (Look at Our Arrears Figures, Chairman! or How to Massage Facts and Figures, S. 233) Diese Definitionsunschärfe verhindert sowohl die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten, als auch die zufriedenstellende Diskussion, die auf eine Verbesserung der herrschenden Praxis gerichtet sein sollte. Um diesen Mangel zu beheben, machen die Autoren den Versuch einer Begriffsbestimmung von Mietrückständen, die die bestehenden Ungleichheiten bei diesen benennt und diese zugunsten einer einheitlichen Betrachtungsweise auf einen akzeptablen Nenner reduziert. Mit diesem Beitrag erhoffen die Autoren, könne sich die Diskussion zum Thema Mietrückstände versachlichen und die vorhandenen Untersuchungen können miteinander verglichen werden.

Die Situation des öffentlichen (kommunalen) Wohnungsbaus in Liverpool beleuchtet J. Ash in ihrem Beitrag Liverpool Public Housing: Present and Future (S. 238). Den höchsten Anteil an kommunalen Mietwohnungen in Hochhäusern (tower blocks) verglichen mit allen anderen britischen Metropolen verzeichnet Liverpool. Die Qualität des in Liverpool vorhandenen Wohnungsbestandes ist extrem unterschiedlich. Während einerseits sehr gefragte, im Landhausstil errichtete Wohnhäuser vorhanden sind, wurde der kommunale Wohnungsbau seit den späten 50er Jahren fast ausschließlich in Form von Hochhäusern realisiert. Eben diese Wohnungen, in inzwischen oft stigmatisierten Wohnanlagen, sind heute kaum mehr zu vermieten. Viele Wohnungen stehen leer, sind ausgebrannt und verwüstet (mehr als 1000) und das Wohnumfeld präsentiert in oft traurigem Zustand. Nicht weniger als ein Siebtel aller 70 000 Gemeindewohnungsmieter stehen auf einer Warteliste, um irgendwann eine bessere Wohnung zu erhalten. Inzwischen wurden 17 Stadterneuerungsgebiete (priority areas) ausgewiesen mit dem Ziel, sowohl die physischen Mängel in den Wohnungen und im Wohnumfeld zu beseitigen als auch ein Netz sozialer Beziehungen zu schaffen, welches in der Lage ist, entstandene Nachbarschaften zu pflegen und auszubauen. Mittlerweile sind einige housing cooperatives entstanden, in denen sich

Mieter kommunaler Wohnungen zusammengefunden haben, um ihre Wohnungen in eigener Regie demokratisch zu verwalten. In sogenannten management agreements mit den Kommunen, bestimmen sie Art und Umfang der von ihnen übernommenen Tätigkeiten, für die sie von der zuständigen Kommune die erforderlichen Mittel erhalten. Als besonders beeindruckend empfand Ash eine housing co-operative, die vorwiegend von alten Menschen in einem 15 stöckigen Hochhaus gegründet wurde. Die Erkenntnis, daß Wohnungsqualität nicht ausschließlich auf die physische Bauqualität zurückzuführen ist, sondern im wesentlichen auch auf das solidarische Verhältnis der Mieter untereinander, trägt wesentlich zu deren jetzigem Wohlbefinden bei.

Massive Erneuerungsstrategien, die ausschließlich auf die physische Wiederherstellung von Wohnungen setzen ohne parallel auf die Schaffung sozialer Akzeptanz zu achten müssen als gescheitert angesehen werden. Diese Erkenntnis, so Ash, scheint Eingang in die Liverpooler Stadtverwaltung gefunden zu haben, in der die Wohnungsmanager gelernt haben, die Mieter nicht länger als „bunch of rough“ (Rowdies) zu betrachten.

Zum Abschluß bringt Housing Review zehn Seiten Seminar- und Exkursionsberichte zur Stadterneuerung und ganz hinten im Heft ein Index über die in Heft 1-6, 1984 veröffentlichten Beiträge.

Thomas Rolf

Casabella Nr. 506/Okttober 1984

Bahnt sich in Italien eine neue Debatte über die formalen Aspekte der Architektur an? Und zwar eine Debatte mit umgekehrten Vorzeichen, vielleicht eine Tendenzwende? Diese Frage erhebt sich bei der Lektüre des Editorials von Vittorio Gregotti. Unter dem Titel *Less is Less* erweist es sich als eine herbe Kritik an dem formalen Rigorismus bis hin zum Schematismus der italienischen Architekturproduktion der letzten fünfzehn Jahre. Rossi, Grassi sowie deren Schüler und Epigonen sind die nicht namentlich genannten Adressaten der Anklage. Ihren Werken wird mangelnde Ausdrucksfähigkeit und ein allzu großer Pessimismus vorgeworfen. So schreibt Gregotti: „Die schwarzen Löcher der Fensteröffnungen in den Zeichnungen weisen nicht nur auf eine Mißachtung des Details als etwas Unwesentliches hin, sondern zeugen auch von einer Mißachtung des gesamten Inneren des Gebäu-

des als Organismus.“ Man darf gespannt sein auf die Reaktionen zu diesen Äußerungen.

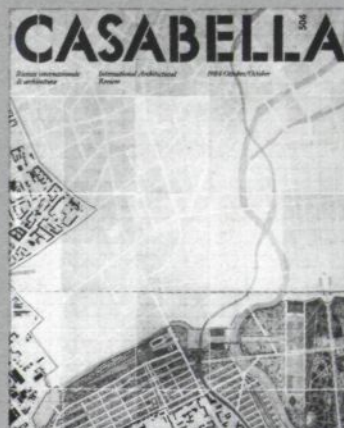
Das Berichtsjahr 1984 der IBA bietet den Anlaß zu einem ausführlichen Beitrag über Entstehungsgeschichte, Hintergründe, Vorläufer Absichten und Konzeptionen sowie Verfahrensweisen der *Internationalen Bauausstellung*. Die Kritik, die dabei von italienischer Seite vorgebracht wird, läßt sich wie folgt zusammenfassen: Es sei schon Etlliches realisiert worden, und Vieles werde im Laufe der nächsten Jahre noch realisiert werden, aber dem Ganzen mangle es an einer tragenden, Zusammenhänge erzeugenden Idee und Vorstellung, da die Bauflächen einerseits wie die Inhalte und Aufgaben andererseits allzu parzelliert und zerstückelt worden seien, in dem Bestreben, allen gerecht zu werden, alle gleichmäßig zu beteiligen, jedem mehr oder weniger renommierten Architekten sein „Stückchen IBA“ zu geben.

In der Rubrik „Argomenti/Nachrichten“ werden u. a. der Entwurf von Ignazio Gardella für einen vollkommenen Umbau des Mailänder Bahnhofes *Lambrate*, das Projekt einer Studentengruppe aus Venedig für eine Neugestaltung des Bereiches der *Kaiserforen* in Rom sowie die Einfügung eines zweigeschossigen Lesesaals – ein Werk von *Costantino Dardi*: eine kristalline transparente Struktur aus weißlackierten Metallprofilen und Glas – in das alte Gebäude der Architekturkulturtätigkeit in Rom vorgestellt.

Eine architekturhistorische Dokumentation befaßt sich mit dem *Boundary Street Estate*, einem Sanierungsprojekt des London County Council aus den Jahren 1893 bis 1900: An der Stelle des zuvor abgebrochenen, als Slum verrufenen Old-Nichol-Quartiers wurde ein völlig neuer Stadtteil errichtet, mit vier bis fünfgeschossigen Wohnhäusern sowie einem bewußt gestalteten Stadtgrundriß mit einem zentralen Schmuckplatz, *Circus*, von dem aus die Quartiersstraßen ausstrahlen. Als gleichsam symbolische Geste des Sieges über die Vergangenheit wurde dieser zentrale Platz mit seinem erhöhten mittleren Bereich über dem zusammengetragenen Bauschutt der abgebrochenen Häuser angelegt.

Schließlich ist in dieser Ausgabe von Casabella noch der Bericht über die Arbeiten von *Luigi Snozzi* im Zentrum des kleinen Städtchens *Monte Carasso* bei Bellinzona im Tessin zu erwähnen. Snozzi hat hier seit 1978 die einmalige Gelegenheit erhalten, nicht nur einen Plan für die Fortentwicklung des Ortskerns insgesamt ausarbeiten, sondern auch nach und nach die von ihm vorgeschlagenen Einzelmaßnahmen realisieren zu dürfen: Bislang sind es drei Verwirklichungen – eine Bank, eine Sporthalle, ein Wohnhaus, in einer Architektursprache, die sich nicht an traditionalistische Vorbilder anpaßt, sondern eher nach der „heroischen“, monumentalen Geste sucht –, weitere (eine Schule, ein Kindergarten, Wohnhäuser) sollen demnächst folgen, so daß das neue Ortsbild schließlich in seinen Beziehungen und Zusammenhängen weitgehend von den Vorstellungen eines einzigen Architekten bestimmt sein wird.

Michael Peterek



Wer in der Schweiz Architektur studieren will, hat die Möglichkeit, zwischen drei Hochschulen zu wählen. Die Universität Genf, vom Kanton getragen, betreibt eine Architekturabteilung, die beiden anderen, technischen Hochschulen, unterstehen der Schweizer Regierung: die EPF (Ecole Polytechnique Fédérale) Lausanne und die ETH (Eidgenössische Technische Hochschule) Zürich. Die durch eine große Zahl bekannter Entwurfslehrer wie Gottfried Semper und Carl Moser traditionsreiche Zürcher Architekturabteilung ist die einzige Studienmöglichkeit für Architektur in der deutschen Schweiz, aber auch der größte Teil der italienisch-schweizer Architekturstudenten tummelt sich auf dem Höggerberg, dem in den 70-er Jahren aus der Innenstadt ausgelagerten Teil der ETH, funktional perfekt und vollklimatisiert, wöhin man auch die Architekten verfrachtet hat.

Der Architekturunterricht ist in vier „Jahreskurse“ mit je zwei Semestern aufgeteilt, ein Jahr praktischer Arbeit ist obligatorisch, zum Schluß zehn Wochen Diplomarbeit und eine Anzahl Prüfungen, deren Wertung im Rahmen der Diplomnote – im Vergleich zu deutschen TU's – relativ gering ist, wie auch während des gesamten Studiums von Benotung und Zeitaufwand her der Entwurf eine sehr hohe Wertung erfährt. So wundert es auch nicht, wenn die Vorlesungszeiten für die „Nebenfächer“ wie Konstruktion, Statik, Bauphysik, und später Planung, Bauabwicklung, technischer Ausbau, Denkmalpflege u. a. nur allzu oft der intensiven Arbeit am Entwurf geopfert werden. Der Entwurf hat vom ersten Jahr an zentrales Gewicht.

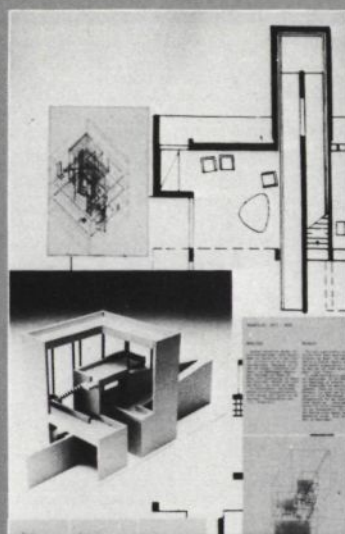
Entwurfsklassen

Wie anderswo auch, wird die Lehre von der Auseinandersetzung um die Nach-Moderne geprägt. Bis zu einem gewissen Grad, bei Bestehen auf Eigenständigkeit gibt es Lehrer, die sich in der Nachfolge der Moderne (bisher zum Gegensatz zwischen Massiv- und Montagebau) oder Nach-Moderne verstehen; Studenten, die ihnen hierin fast jüngerhaft folgen, andere, die unsicher sind, aber kaum jemanden, der sich auf den bloßen Erwerb des „Diploms“ beschränkt. Damit sei auch die Haltung der Mehrheit der Studenten umrissen: Konstruktion und Bauökonomie spielen nur eine Rolle am Rande; daß die Konstruktion stimmt, erachtet man als Selbstverständlichkeit, sozusagen als Verpflichtung, ehe man überhaupt über Architektur zu diskutieren beginnt. Um im Entwurfsprozeß zu möglichst reinen Erkenntnissen zu gelangen, werden bisweilen auch Bauordnungen negiert, entwirft man sozusagen im „bindungsfreien Raum“.

Zu Zeiten, als die Ideale der Modernen Architektur noch unbestritten galten, waren Le Corbusier, Frank Lloyd Wright und Mies van der Rohe der Dreh- und Angelpunkt der Lehre, die unumstößlichen Fixpunkte. Man suchte einen gemeinsamen Nenner der Konzeptionen dieser Architekten und fand diese Gemeinsamkeit in der Vorstellung vom kontinuierlichen Raum. Große Verdienste erwarb sich hierbei der im letzten Sommer verstorbene Bernhard Hoesli, der mit seinem



Ausstellung über Franz Oswald in der Haupthalle der ETH von Gottfried Semper



Studienarbeit aus dem 3. Semester: Raumkonzeption mit Rampe

Architekturausbildung an der ETH Zürich

Entwurfskurs für das erste Semester 20 Jahre lang eine ganze Architektengeneration geprägt hat. Eine genaue Analyse der Bauten erbrachte die Grundlage für den Entwurf, sodaß immer ein Grundriß in irgendeiner Form für den Entwurf Pate stand. Auch heute gilt diese Regel. Der Rückbezug auf einen anerkannten Architekten bzw. auf ein bereits vorhandenes Projekt oder bestehendes Gebäude, die Referenz legitimiert den neuen Entwurf.

Neben dem Element des „Referenzsystems“, an fast allen Lehrstühlen mehr oder weniger stark Teil des architektonischen Denkens, tritt als ebenso wichtige Komponente die Beschäftigung mit der Architekturtheorie hervor. Vom ersten Semester an werden Vorlesungen über Architektur (als Name des Unterrichtsfaches) und über Architektur- und Gestaltungstheorie (in der Oberstufe) stark besucht. Sie garantieren den Studenten den Überblick über das zeitgenössische Geschehen, und es gibt kaum einen bekannteren Architekten, von dem man nicht schon gehört hätte. Auch im 12-monatigen Praktikum, obligatorischer Teil des Studiums, verschlägt es viele ETHler in die Büros angesehener oder zur Avantgarde gehörender Architekten. Die Ausrichtung auf Theorie und architektonische Grundlagenforschung zeigt sich auch am Vorhandensein von Einrichtungen wie dem gta (Institut für Geschichte und Theorie der Architektur), das immer dann ins öffentliche Bewußtsein tritt, wenn eine Ausstellung eröffnet oder ein neues, von der ETH herausgegebenes Buch publiziert wird, wie vor kurzem zum Beispiel „Collage City“ von Colin Rowe und Fred Koetter. Collage City will als Überdenken des überkommenen Städtebaus und als ein neues „Vers une architecture“ verstanden sein.

Ein Meilenstein in der jüngeren Geschichte der Architekturabteilung war die Gastdozentur von Aldo Rossi, der mit seinen Theorien von

der „monumentalen Stadt“ nach Mailand auch Zürich in Spannung zu versetzen vermochte. Dem Bild von der funktionalistischen Stadt setzte er eine Stadt entgegen, die ihre eigenen Monumente wiederentdeckt, die sich innerhalb der vorhandenen Formen den immer neuen Bedürfnissen anzupassen imstande ist. Stadtopographie, Lehre von den Gebäudetypen und Architekturgeschichte gaben Richtlinien für das neu zu Bauende und lösten so die Lehren der alten Vorbilder für viele ab.

Rossis Gedankengut wird in abgeänderter Form von einigen Lehrstühlen weitergetragen, zum Teil rein, zum Teil verbunden mit Gedanken der Moderne oder des energiebewußten Bauens (Solarnutzung etc.), doch gibt es auch Lehrstühle, die ihm ideologisch widersprechen. So kann man häufig Zeuge heftig geführter Architektur-Diskussionen werden, wenn man sich zwischen den Vorlesungs- und Vortragsterminen derer bewegt, die im Brennpunkt der Kontroversen stehen. Rossis Einfluß hat somit seine unübersehbaren Spuren hinterlassen – der „Willkür“ und „Spontaneität“ des Architekten, der am Zeichenbrett auf den großen schöpferischen Wurf wartet, wird eine Alternative vorgestellt, deren Überdenken und bewußtes Handhaben die unsinnigen Auswüchse der vergangenen Jahrzehnte verhindern und bessere Lösungen bringen soll: „Vorbilder aus – wählen und Vorbilder durch Verfremdung zum Heute aktualisieren“. (Semesterprogramm des Tessiner Gastdozenten Fabio Reinhart, 1984/85) Der Architekt wendet dabei fast die Methodik eines Forschers an, er schließt bewußt einen Teil der außerarchitektonischen Einflüsse aus, um in einem begrenzten Umfeld zu Erkenntnissen und Aussagen zu gelangen.

Der Vorzug dieser Haltung zeigt sich auch als ihr Nachteil. Architektur gewinnt wieder mehr Bedeutung als Gestalt denn als Summe teils

ungeordneter, teils widersprüchlicher Bedürfnisse, junge Architekten werden mit Idealen vertraut, die sie in eine Praxis einbringen sollen, die mehr an Aufwand – Ertrags-Relationen orientiert ist als an anderen Fragen; die Gefahr dabei ist die immer größer werdende Lücke zwischen Anspruch der Schule und Realität der gebauten Umwelt, gerade in der Schweiz.“ An den Schweizer Architekturhochschulen hat ein Rückzug aus der Öffentlichkeit in die enge Fachwelt der Baukunst, eine Abkapselung in isolierte Studierzellen stattgefunden.“ (Ernst Hubeli in Werk, Bauen + Wohnen, Heft 3/83, Seite 21).

Ein zur Zeit laufender Ausstellungszyklus, veranstaltet vom gta, möchte den Kontakt zur Öffentlichkeit bewahren. Nicht am abgelegenen Höggerberg, sondern in Gottfried Sempers Haupthalle des Zentralgebäudes der ETH, mitten in der Stadt, fand bereits letzten Sommer die erste Ausstellung über den Tessiner Architekten und ETH-Professor Dolf Schnebli statt; die zweite Ausstellung, stellte den Berner Architekten Franz Oswald und seinen Lehrstuhl vor. Ausstellungen über Bernhard Hoesli und Herbert Kramel sollen folgen, also über vier Lehrer, die das Spektrum der Schule repräsentieren.

Bei der Eröffnung der Ausstellung über Franz Oswald sprach der Lausanner Architekturprofessor Guebler vom Ausverkauf der Moderne, dem Bankrott der 60er Jahre, stellte die Frage nach der eigenen Identität und Geschichte der Zürcher Schule und versuchte, die Abgrenzung zwischen Erneuerung und Revision der Schule innerhalb der Tradition der Moderne gegenüber der rein postmodernen Haltung herauszustellen.

Der Lehrstuhl Oswald ist eine der drei Wahlmöglichkeiten für den Entwurfsunterricht im zweiten Jahreskurs. Dieser beginnt mit dem analytischen Zerlegen von Wohnhausentwürfen der Architekten Le Corbusier, F. L. Wright, Mies van der Rohe sowie neuerer Architekten wie Richard Meier. Diese werden untersucht nach „Beziehung zwischen Raumbegrenzung und Räumen, zwischen Körper und Hohlform“, „Formstücken“, ...“ die das Gefüge der Räume des Hauses bestimmen und prägen“, betrachtet nach Raumfolgen, Weg- und Ruheräumen, und „Inszenierungen“ von Wegen und Plätzen eines Hauses, angelegt wie eine Stadt. „In verschiedenen Zeichnungen werden Erschließungsstrukturen eines Hauses und Figuren von Bewegungen, Choreographien ähnlich, dargestellt“. Im folgenden wird in fest vorgegebenen Raumkörpern eine beschränkte Anzahl der durch die Analyse gewonnenen Elemente zu einem Neuen zusammengefügt, das den Gesetzmäßigkeiten der Vorlage folgen soll. Dabei geht es nicht primär um Reproduktion, sondern um „Entdecken, Ausprobieren und Erfinden“ (zitiert aus Texten in der Ausstellung). Zentrale Bedeutung hat dabei die Analogie des Theaters, die nicht nur im Wortschatz, sondern auch oft in irgendeiner Form als Entwurfsaufgabe im zweiten Teil des Kurses auftritt, wie im Sommer 1984, als es galt, eine „Studiobühne“ in den Park einer Villa des 19. Jahrhunderts zu integrieren. Architektur

ist jedoch auch dort nicht verstanden als gebaute Funktion, sondern in erster Linie als Beziehungsgeflecht, als sprechendes Gebautes, als Materialisierung des Ausdruckswillens.

An deutschen Hochschulen wird im zweiten Studienjahr weitaus mehr materialbezogen entworfen, die Formaussage und Ausdrucksabsicht ist nicht so sehr das zentrale Thema, eher eine mögliche Betrachtungsebene. An deutschen TU's

gibt es auch kaum die Möglichkeit, das Arbeiten mit Referenzsystemen zu erlernen. Diese Perspektive eröffnet der Architektur neue Räume, dem Studenten, wenn er sie nicht verabsolutiert, sondern kritisch überprüft und verbunden mit anderen Ansätzen annimmt, eine bleibende geistige Grundhaltung für den Beruf und einen Halt in der Realität.

Jürgen Rauch

Ökologie und Bauen – Die Situation der Lehre an den Hochschulen und Fachhochschulen

Die Berücksichtigung ökologischer Belange bei der Gestaltung der Umwelt hat sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre als notwendig erwiesen. Für Architekten/innen ist es nicht länger vertretbar ökologische Grundlagen in der Planung zu ignorieren. Die Hochschulen haben diese Entwicklung offenbar noch nicht erkannt, denn sie berücksichtigen sie in der Ausbildung nicht. An vielen Hochschulen und Fachhochschulen versuchen daher Studenten/innen der Architektur sich ökologisches Grundlagenwissen selbst zu erarbeiten; so entstanden studentische Arbeitsgemeinschaften; Vortragsreihen und Workshops wurden organisiert. Diese Aktivitäten sind völlig vom Engagement der Studenten/innen und einiger Assistenten/innen abhängig. Vor allem reichen die so erarbeiteten Kenntnisse nicht für die zukünftige Berufspraxis aus, auch kann eine studentische Arbeitsgruppe die Wissensvermittlung an die breite Studentenschaft nicht leisten.

In der offiziellen Lehre werden ökologische Gesichtspunkte aber in

Grundlagenfächern wie Baustoffkunde, Technischer Ausbau usw. nicht berücksichtigt. Fachkundige Betreuung von Studienarbeiten mit ökologischem Hintergrund ist nicht gewährleistet. Schließlich fehlt meist die Bereitschaft der Professoren, sich mit der Thematik auseinanderzusetzen. Wenn die Hochschulen und Fachhochschulen ihren Lehrauftrag ernstnehmen, dann müssen sie endlich die Ökologie zu einer Grundlage ihrer Lehre machen.

Die nachfolgend unterzeichnenden Studentenvertretungen des Fachbereichs Architektur der Hochschulen und Fachhochschulen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin-West unterstützen dieses auf der Bundesfachschafftenkonferenz vom 21. 11. bis 24. 11. 1984 in Darmstadt ausgearbeitete Papier.

Darmstadt, 23. November 1984

FH Konstanz, FH Hildesheim/Holzwinden, FH Lippe/Abt. Detmold, TU Braunschweig, TH Darmstadt, RWTH Aachen, U Stuttgart, FH Bochum, U Hannover, U Karlsruhe, U Dortmund, TU Berlin

Termine

Ausstellungsprogramm des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt am Main 1985

-04.01.	Hessen vermessen Bau, Steine, Scherben ...	03.10.-24.11.	Ben Willkens: Räume Frank Lloyd Wright und Eliel Saarinen
09.02.-14.04.	Bilder für Frankfurt Das Museum für Moderne Kunst zu Gast im DAM	14.12.85- Anfang 1986	Fortsetzung der Moderne
18.03.-29.03. teilweise gleichzeitig	Frankfurt - New York - Ein Stadtspiel	Hinweis: Zwischen den Ausstellungs- terminen ist das Museum wegen Umbau geschlossen.	
26.04.-24.05.	Neue Museumsbauten in der Bundesrepublik	Anschrift: Deutsches Architekturmuseum, Schaumainkai 43, 6000 Frankfurt 70, Tel. 0 69-2 12 84 71 oder 2 12 88 44	
06.06.-15.09.	Bauen heute - Architektur der Gegenwart in der Bundesrepublik		

Vermischtes

Aus:

BBU
Infodienst
Bundesverband
Bürgerinitiativen Umweltschutz e.V.
Friedrich-Ebert-Allee 120, 5300 Bonn 1

Praktikum im Umweltschutz

Studenten der Landespflege, Landschaftsplanung, Raumplanung, Umwelttechnik, Wasserwirtschaft, Verkehrsplanung, Verfahrenstechnik, Jura, Landwirtschaft und Forstwirtschaft aufgepaßt. Im Umweltschutzzentrum Hannover könnt ihr ab sofort oder in den Semesterferien euer Praktikum ableisten. Wir bieten Einblick in die Arbeit von Bürgerinitiativen und Umweltschutzverbänden. Wir erwarten: eigenständiges Arbeiten. Geld: max. 150 DM/Monat können wir uns leisten. Trotzdem noch Interesse?

Kontakt: Manfred Weyer, Umweltschutzzentrum
Hinüberstraße 18, 3000 Hannover 1
Tel. 05 11-34 30 23,
di. 14.00-21.00 Uhr

Info-Dienst Verkehr Nr. 16 erschieden

Noch vor Weihnachten erschienen ist das neueste Heft des Rundbriefes der Bürgerinitiativen im Verkehrsbereich. Folgende Themen bietet dieses 84seitige Heft: Fußgänger, Fahrrad, Verkehrsüberwachung, Tempo 30/80/100, Öffentlicher

Nahverkehr, Bahn, Straßenbau, Flugverkehr, Lärm, BI-Verkehrskongress, bundesweite Aktivitäten u. a. Außerdem liegt dem Heft als Anlage das Verkehrs-Sicherheitspaket bei, welches über 130 Einzelmaßnahmen zur drastischen Reduzierung der Verkehrsunfälle fordert. Der IDV 16 ohne Verkehrs-Sicherheits-Paket ist für 4 DM in Briefmarken und mit Verkehrs-Sicherheits-Paket für 7,50 DM in Briefmarken (einschließlich Porto und Verpackung) erhältlich.

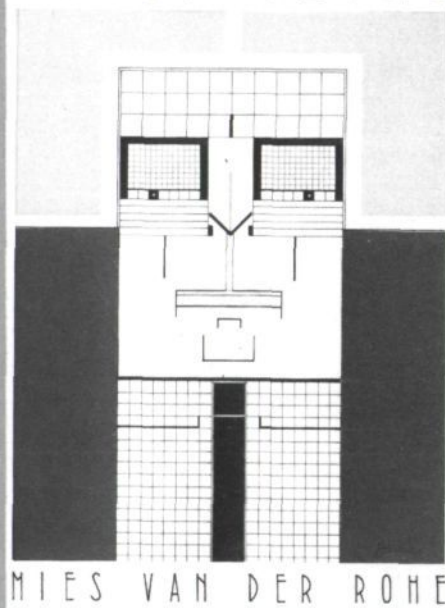
Kontakt: AK Verkehr im BBU,
Cheruskerstr. 10, 1000 Berlin 92

Flugblatt Tempolimit Warum?

Gerade erschienen ist beim BBU ein 6seitiges Flugblatt, daß sich mit der Frage beschäftigt, warum ein Tempolimit auf Autobahnen und Bundesstrassen notwendig ist. Das Flugblatt, vom Tutorium Umweltschutz in Heidelberg erstellt, kostet 30 Pfennig, bei größeren Stückzahlen gibt es Rabatte.

Bezug: BBU-Faltblatt C 6
BBU-Geschäftsstelle,
Friedrich-Ebert-Allee 120,
5300 Bonn 1

ARCHI-TÊTES



Zeichnung von Louis Hellmann, Architectural Review

Hans Blumenfeld,

Kanada, (vgl. 74 ARCH⁺, S. 4), hat den U.I.A. Preis für Städtebau, den Patrick Abercrombie Preis, 1984, zusammen mit Lucio Costa, Brasilien, erhalten; außerdem wurde Blumenfeld zum „Ehren-Vize-Präsidenten“ des Welt-Friedens-Rates ernannt. Den U.I.A. Preis für Architekturkritik erhielt Julius Posener.

Volker Roscher

ARCH⁺ sucht Architektur- und Städtebauzeitschriften,

insbesondere zur Zwischenkriegszeit (Bauwelt, Baumeister, Wasmuths Monatshefte für Baukunst, Städtebau etc.) und Nachkriegszeit (Baukunst und Werkform, Baumeister, Die Neue Stadt etc.)

Des weiteren suchen wir Architekturfotos.

Tel. 02 41/50 47 95



Das Archimedes-System mit dem CD-PEN im Einsatz (obere Preisklasse)

2. Kieler Bau-EDV-Seminar (7.-9. 2. 1985)

Die Stadt der Veranstaltung seltsam kalt, von geordnetem und trotzdem ungeordnetem Wiederaufbau geprägt. Das Hotel „Maritim“ mit seinem „Salon Flensburg“ bis „Salon Schleswig“. Der Tagungsort.

Anwesend waren ungefähr 250, zumeist 40-50-jährige Architekten und Bauingenieure (50/50), meist kleine Büros aus Schleswig-Holstein. Das ist insofern repräsentativ, als von 17000 Architekturbüros in der Bundesrepublik 80% auf Familienbetriebe mit 1-3 Personen, 15% auf Büros mit unter 20 und 5% auf Büros mit mehr als 20 Mitarbeitern entfallen. Der Rückgang im Einfamilienhaus macht vor allem diesen kleinen Büros zu schaffen.

Der Mythos und seine Demonstration

So strömten sie getrieben von dem täglich wachsenden Konkurrenzdruck und der Furcht, eine nur entscheidende technische Entwicklung zu verschlafen nach Kiel und hofften durch den „Einsatz des Computers“ alle Schwierigkeiten mit einem Schlag loszuwerden. So einfach ist das leider nicht. Das vermittelten sehr schnell die anwesenden Anbieter (Vgl. Tabelle) und die Referenten D. Ladwig (Organisator im Auftrag des BDB), K. Straub, L. Schneider, E. Tamm und J. Guthoff.

Herauszuheben sind vor allem die Vorträge von Straub und Tamm, die den Anwesenden sehr eindringlich klar machten, daß sie zuallererst ihre Arbeitsorganisation in den Büros und ihr Investitionsverhalten zu ändern hätten, um die EDV überhaupt einsetzen zu können. Straub unterstrich, daß zunächst die Informationsstruktur der Architekturbüros, die Ermittlung und Ordnung der Daten so umzustellen sei, daß sie überhaupt mittels der EDV bearbeitet werden können. Das betrifft und verändert die kleineren und mittleren Architekturbüros in sehr entscheidender Weise, sind sie doch zunehmend gezwungen mit formalisiertem und vorstrukturisiertem Instrumentarium zu arbeiten, wie Standardleistungsbuch, -auschreibungsblättern, -vor bzw. -

nachkalkulationen, Auftragsleistungsverzeichnissen etc. Für sehr viele der Anwesenden schienen schon diese Grundlagen fremd zu sein. Noch mehr desillusioniert haben mag sie der Vortrag von Tamm, der versuchte die Amortisationsprobleme einer „kleinen“, ca. 50 000,- DM teuren, z. B. alpha-numerischen (Eingabe von Daten und Befehlen mittels einer Tastatur) EDV-Anlage in den Griff zu bekommen. Wer denkt schon daran, daß sie im Durchschnitt nur etwa 1 Std./Tag ausgelastet sein wird. Auch bei einer teuren Anlage, die etwa CAD-fähig ist und so um die 250.000,- DM kosten dürfte, steigt die Auslastung nur auf 2 Std./Tag. Die Finanzierungskosten aber belaufen sich auf immerhin ca. 1400,- DM/Monat bei der ersten und auf ca. 6300,- DM/Monat bei der zweiten Variante (ohne Berücksichtigung der steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten).

Klar daß einem sofort die Idee einer „gemeinschaftlich“ genutzten EDV-Anlage aufstößt. Sie scheint aber auf manigfaltige Schwierigkeiten zu stoßen.

Der soziale Aspekt dieser Entwicklungsschiene wurde von allen Referenten gesehen. Die Hälfte aller jetzt bestehenden Architekturbüros, ganz zu schweigen von den neu zuströmenden jungen Architekten werden die nächsten Jahre nicht überstehen. (Nach dem Butterberg nun der Architekten ...) Der Feind sei jedoch nicht etwa der konkurrierende Kollege, sondern der in die Jagdgründe eingefallene Fachingenieur, der Bau- und Finanzträger. Die Fronten sind abgesteckt, die Feinde benannt, die Ausrüstung kann beginnen. Fatalerweise sind es aber gerade die Großen, die über ein beeindruckendes Investitionspotential verfügen und so scheint der Krieg schon verloren zu sein, bevor er überhaupt begonnen hat.

Die Produktpalette

Der zweite Informationsschwerpunkt war die Produktpäsentation. Die Vorträge waren von dem Bemühen geprägt, einer nicht ausreichend informierten und verstörten Archi-

tektenschaft die Berührungsängste vor dem „elektronischen Automaten“ zu nehmen, was aber nur bedingt gelang. Denn schließlich verschwand doch der eine oder andere Kopf im Sand der Bildzeitung (Ausgabe Schleswig): „Zuviel geschüttelt! Prinz Philipps Hände krank!“

Die Strategie der Anbieter bezugte stattdessen ihr propagandistisches Eigenlob: alle verwenden sie „natürlich“ nur fortschrittliche Hardware – schnell, preiswert, betriebssicher – und empfehlen sie ihre Software als anwendungsgerecht, tolerant gegen Bedienungsfehler und ausgestattet mit selbsterklärenden Benutzerdialogen. Sieht man auf die Hard- und Softwarewirklichkeit, so lassen sich allerdings deutliche Unterschiede feststellen und mehrfach Gruppenbildungen innerhalb der Produktpalette vornehmen: Einteilung in Preisklassen, in Aufgabengruppen, nach Benutzerfreundlichkeit und Einfachheit der Bedienung. Selbstverständlich beinhaltet jede Gruppeneinteilung eine Distinktion, die es so scharf gar nicht gibt; selbstverständlich lassen sich die verschiedenen Einteilungssysteme nur sehr bedingt miteinander überlagern; trotzdem sei es versucht in einer Weise, in der die Preisklassen als oberste Ordnungsschablone gelten mögen:

Preisklasse I: 30.000,- bis 50.000,- DM

Zu dieser Preisklasse findet man ausschließlich Personal-Computer (PC) Systeme angeboten, mit denen begrenzte Aufgabenbereiche isoliert bearbeitet werden können: zum Beispiel AVA, Bauphysik, Statikaufgaben, Grundrißzeichnung. Sie können aber nur solcherart bearbeitet werden, daß jedes Programm eine eigene Datenneueingabe verlangt: bei der Erstellung von AVA-Unterlagen eingegebene Gebäude-maße stehen dem Programmpaket für die Bauphysik nicht zur Verfügung, weil keine Programmvernetzung über ein gemeinsame Datenbank existiert. Die existierenden Programme stellen „Insellösungen“ dar.

Darüberhinaus werden in dieser Klasse auch Entwurfssysteme

CAD-JOURNAL 2

(CAD) angeboten – auch als Insellösungen –, die die Entwurfsarbeiten durch schnelle Erstellung von dreidimensionalen Abbildungen unterstützen können. Die Dialogabwicklung mit Programmen für die erstgenannte Aufgabengruppe geschieht hauptsächlich durch alphanumerische Eingaben an der Tastatur (manchmal gerade bei älteren Systemen – sehr unübersichtlich durch Mehrfachbelegung und wechselnde Regelung von Tasten) oder mit einem Digitizer. Dagegen liegen den Entwurfssystemen neue und meistens sehr übersichtliche Bedienungskonzepte zugrunde: die Neuheit dieser Produkte wirkt sich im Bereich der Benutzerfreundlichkeit als Vorsprung aus.

Preisklasse II: 50.000,- bis 100.000,- DM

Für die in dieser Preisklasse angebotenen Systeme gelten die oben beschriebenen Eigenschaften in sehr ähnlicher Weise: zum Beispiel erreicht die Kombination einer „Insellösung“ für AVA, Raumbucherstellung und Grundrißzeichensystem – also immer noch ohne Einrichtung einer gemeinsamen Datenbank – leicht einen Preis von 70.000,- bis 80.000,- DM. Auch die Hardware in dieser Preisklasse erwies sich als nur bedingt leistungsfähiger als in der niedrigeren Klasse – ausgenommen die besseren Plotter und z. T. die Farbdisplays, die allerdings keine hochauflösende Grafik erlauben.

Preisklasse III: 100.000,- bis 300.000,- DM

In dieser Preisklasse ereignet sich der Sprung in die leistungsfähigere Hardware: man findet Mikrocomputer von HP, die Digital PDP 11-Familie oder das Calcomp-System, aber auch PC mit ausgebautem Arbeitsspeicher; man findet hochauflösende Farbbildschirme mit z. T. hervorragender Bildqualität für den Gebäudeentwurf, aber auch noch einfachere Farbdisplays mit grobem Bildpunkttraster; und man findet große Trommelplotter für tadellose Zeichnungen bis hin zum Format A 0.

Die angebotene Software erlaubt teilweise die Darstellung kompli-



CSI, ein CAD-fähiges EDV-System, das ursprünglich für den Maschinenbau entwickelt wurde.

zierterer räumlicher Körper wie Kegel oder Kugel. Und doch verraten gerade manche der teureren CAD-Systeme, daß ihre Software ursprünglich für den Maschinenbau entwickelt wurde. Die Adaption für die Architektur erfolgte dann ohne Bereitstellung einer geeigneten Zentraldatenbank und einer angemessenen Programmumgebung in den schon weiter oben aufgezählten Leistungsbereichen. Außerdem geht mit zunehmendem Preis zumindest tendenziell eine wachsende Komplexität der Bedienung einher: die Zahl der Bedienungseinheiten nimmt zu (Tastatur, Joystick zum Zoomen und Verschieben des Bildschirmfensters, intuitive Tastatur auf einem Grafiktablett, elektronischer „Zeichenstift“); für die Vollendung einer Dateneingabe sind mehrere Bedienungen, z. T. auf verschiedenen Einheiten, auszuführen. Damit wächst die Einarbeitungszeit beträchtlich: solche Systeme verlangen Bedienexperten und fördern Arbeitsteilungseffekte im Architekturbüro.

Wie gehts weiter im *CAD-Journal*? Für die folgenden *ARCH⁺*-Ausgaben und zwei Berichtsschwerpunkte vorgesehen:
1. Vorstellung von Informationszentren über EDV-Anwendungen in der Architektur; Hinweise auf Möglichkeiten zur Selbstinformierung von interessierten Architekten.

2. Produktinformation durch detaillierte Beschreibung einzelner Systeme; hier werden zunächst die Produkte aus der Preisklasse I beschrieben werden, weil – wir wiederholen uns – die meisten Architekturbüros ziemlich klein sind und ihre Kapitaldecke wahrscheinlich auch.

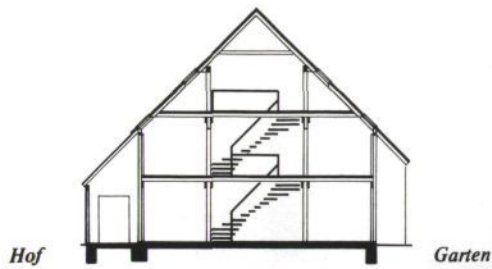
Beteiligte Aussteller

Firma, Adresse	Hardware	Programm	Betriebssystem	Architekten-Software	Statik-Software	Ing-Bau Rohr	Ing-Bau Physik	CAD
abacus Computer GmbH, Weilmörder Str. 47, 7015 Korntal-M.	Digital Rainbow 100+	abacus	CPM/MS-DOS	x	x	x	x	x
Assmann GmbH, Hamburger Chaussee 34, 2300 Kiel 1	Triumph-Adler alphasonic Pc P 40 + P 50	Solar	CPM/MS-DOS	x		x	x	
BOG, Suchskrug 7, 2300 Kiel 1	Ericsson Pc	Bau-Komplett Open Access Super Calc3 Unikommerz ARCHITEKT	Ericsson-DOS MS-DOS	x				
BOTT GmbH, Schimborner Str. 62, 8759 Hösbach-Feldkahl	IBM Pc XT	M+P - Bott -	HP					
CalComp GmbH, Werftstr. 37, 4000 Düsseldorf 11	Hewlett-Packard	Das Baupaket	UNIX	x				x
K.-P. Cinius, Hoheluftchaussee 120b, 2000 Hamburg 20	CalComp System 25	ADP FDMA	RT 11	x				x
Control Data GmbH, Mexikoring 23, 2000 Hamburg 60	Digital LSI 11	Bauphys	AOS				x	
CSI GmbH, Hamburger Str. 55, 4600 Dortmund	CD-Pen	Archimedes	RT11/RSX UNIX	x	x	x		x
CSK GmbH, Suchskrug 7, 2300 Kiel 1	Digital PDP 11/23, 11/73 und Pc 350	PLAN CAD1 LISA LIPS	UCSD/UNIX	x	x	x		x
A. Dörr, Eckernförder Str. 85, 2300 Kiel 1	apple 2e, 2c Macintosh Lisa-apple 2/10	IMT - IMT - SSG -	APIS-A,M Pinus RADAR RADARCH		x			x
dsv GmbH, Altonaer Poststr. 15, 2000 Hamburg 50	Olivetti M 24 und -M 10	PS-Softw. Nemetschek	MS-DOS	x	x			x
Nixdorf Computer AG, Postfach 3406, 2300 Kiel 1	Sirius und IBM Pc XT	dsv-Bau dsv-CAD	Niros	x	x			x
Petersen + Partner, Ochsenzoller Str. 28b, 2000 Norderstedt	Nixdorf 8870	Archpac Drawpac	AVA-plus ISPLA	x	x			x
POD, Aufeldstr. 17a, 6478 Nidda 19	Wang 2200/-Pc und Hewlett-Packard Serie 200	kb - kb -	Ribcon Baustatik Strass.Bau	x	x			x
RIB/RZB GmbH, Postfach 807080, 7000 Stuttgart 80	Point 4	AVA-plus ISPLA	CCP/M-86	x				
Siemens AG, Mittland 2, 2300 Kiel	IBM Pc XT und CAD-Domain (Apollo)	Wordstar MICROPLAN FIBU WORD MULTIPLAN	MS-DOS					
software haltern, Annabergstr. 3, 4358 Haltern	Siemens Pc 16-11 Siemens Pc-D	Architec CP/M HP/M MS-DOS	MS-DOS	x				x
Solar-Computer, Itzehoe Chaussee 6, 2375 Jevenstedt	RAIR	Solar ARCOS	CPM/MS-DOS	x				x
D. Vogelsang, Haydnstr. 7, 4010 Hilden	NCR, Nixdorf, HP 150, IBM Pc, Digital (Rainbow 100+)	Vogelsang	MS-DOS, CCPM86	x	x			x
EDV-CAD-Servicecenter	Wang 2200	Ausstellungsleitung						
MCC Micro Computer Christ, Dreiecksplatz 7 2300 Kiel 1	Apricot PC 512 kByte	MSDOS ABEG AUTOCAD MICADO		x	x			x

C & A
Computer und Architektur

Gregor Wessels
Kay Friedrichs

Es gibt ein Wohnen vor der Tür



Die Abstufung von gemeinschaftlichen zu individuellen Innenräumen kehrt wieder in der Abstufung von öffentlichen zu privaten Außenräumen.

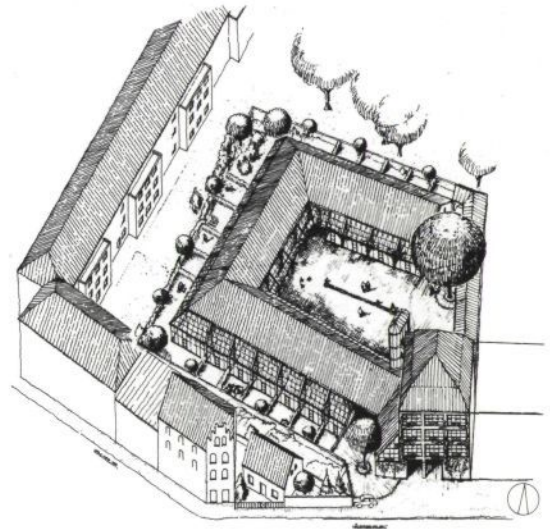
Einige Abschnitte aus dieser Raumfolge sollen am Weg von der Straße in die Wohnung dargestellt werden. Daten zum Projekt:



... von der Straße, unter der Kastanie, über die Freitreppe ...



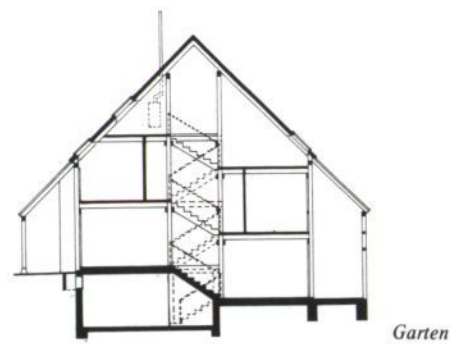
... oder aufsteigend im Turm zum Ausblick ...



... über den Hof unter den Kirschbäumen-

oder der Grundriß beginnt an der Straße.

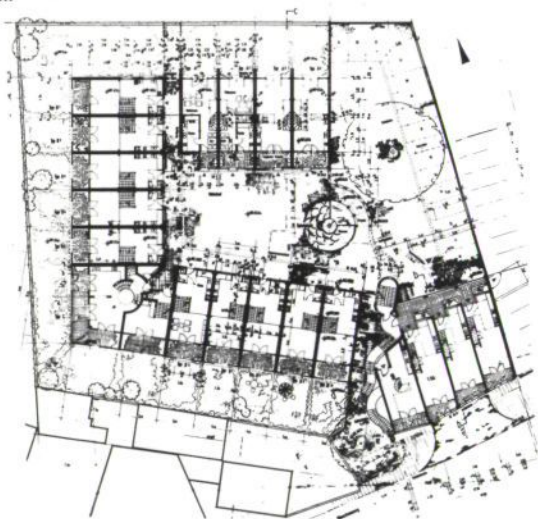
Standort: Köln-Bickendorf
 Baujahr: 1983/84
 Bauträger: Klaus Doetsch
 Nutzung: 24 WE, 60-120 qm
 freifinanziert
 Architekt: baulust S.E. Goerner
 Mitarbeiter: Marciniak, Post,
 Kraus, Hadler



... in der Eingangshalle hinauf zum Laubengang ...



... durch den Laubengang in die Wohnung ...



unter dem Vordach ...



in die Wohnung ...



... durch die Wohnung in den Garten ...



BETRACHTUNGEN UND BILDER DES ARCHITEKTEN MAX TAUT

„Von Mietskasernen ... zu behaglichen Wohnstätten“

Zum 100. Geburtstag von Max Taut

Max Taut – der „Architekt und Professor“ (Günther Kühne) im „Schatten des Bruders“ (Manfred Sack) – wurde vor 100 Jahren geboren. Die unausbleiblichen Gedenkartikel wie die Gedenkausstellung in der Akademie der Künste Berlin, deren Gründungsmitglied und langjähriger Direktor der Abteilung Baukunst Max Taut war, schreiben das Bild eines Architekten fort, das die rationalistische Baugeschichte vorgezeichnet hat: Sein Bruder Bruno war „der Utopist, der Anstifter, der unternehmende Praktiker, ein origineller Planer und ein guter Architekt“ (M. Sack), „Max Taut dagegen war der „bessere Architekt“ (M. Sack), der Meister des „Eisenbeton-Rahmenbaus“ (G. Kühne). Mit anderen Worten: Er war der schlechtere Utopist und Anstifter, der weniger originelle Planer. Max Taut wird als rationalistischer Architekt inszeniert, der sich „mit ein paar Bauten ... seinen Platz in der Baugeschichte – nicht nur Berlins! – gesichert (hat)“ (G. Kühne). Ohne dieser Bewertung unbedingt widersprechen zu wollen, bleibt doch die Frage, ob Max Taut nicht noch anderes zu bieten hat. Z. B. zum Thema Stadterneuerung. Der Umgang mit der vorhandenen Stadt – ein Thema, das die traditionelle wie moderne Baugeschichte immer mit Desinteresse gestraft hat – ist auch ein Bestandteil des Werkes von Max Taut.

Die urbanistische Antwort der Moderne auf die Mietskasernenstadt war gezwungenermaßen die neue Siedlung an der städtischen Peripherie. Die vielbeschworene „neue Stadt“ der Weimarer Zeit war ein Mythos, sie existierte nur als Appendix an die alte Stadt, die allenfalls in den Bildbänden der modernen Architektur verschwunden zu sein schien. Die ideologische Exkommunikation der alten Stadt konnte sich nicht in praktische Destruktion verwandeln;

politische, kulturelle und ökonomische Fesseln schützten die Stadt des späten 19. Jahrhunderts. Die wenigen Versuche von Architekten, sich auf das Glatteis des 19.-Jahrhundert Bestands zu begeben, blieben bis heute wenig beachtet.

Mit zwei Fotos von Umbauten der „Malerhütte in Berlin-Mitte, Landsberger Allee“, und der „Bauernbank“ in Berlin“ des Jahres 1927 zeigt die Ausstellung in der Akademie der Künste den Versuch Max Tauts, den Gebäuden aus der Kaiserzeit ein neues Design zu geben. Die Bilder stellen modernisierte Fassaden dar, die – ohne Stuck und Skulpturen – durch helle Streifen waagrecht gegliedert sind und das Erdgeschoß separieren. Beide Fotos werden weder auf der Ausstellung noch im Katalog näher erläutert, im Katalog auch nicht abgebildet. Selbst der Beitrag von Max Taut zur INTERBAU 1957 im neuen Hansaviertel Berlins, der bedeutendsten Demonstration des Umgangs mit der Mietskasernenstadt in den 50er Jahren, wird im Katalog etwas lieblos behandelt: Das 1956/57 geplante dreigeschossige Wohnhaus am Hanseatenweg in unmittelbarer Nähe der Akademie der Künste wird zwar durch ein Foto dokumentiert, der Abbildungstext ist aber vergessen worden. Der wichtigste Beitrag Max Tauts zum Thema „Umgang mit der Stadt des 19. Jahrhunderts“ sind keine realisierten Bauwerke, sondern seine „utopischen“, 1946 veröffentlichten „Betrachtungen und Bilder“ zum Aufbau des zerstörten Berlins.

Mit emphatischen, von der ungeheuren Lebenskraft eines neuen Aufbaus voll überzeugten Zeichnungen präsentiert Max Taut, in der Nachkriegszeit Leiter der Architekturabteilung der Akademie der Künste, seine Vorstellungen des neuen Berlins. „Es soll ein anderes Berlin entstehen, nicht

mehr eine Stadt der Mietskasernen, Hinterhäuser, Kellerwohnungen. Unter entsetzlichen Qualen und bitterster Not sind wir das Gebilde einer stark verbauten Stadt losgeworden, über das wir uns früher – teilweise mit Recht – entrüsteten. Unermüdliche Arbeit, Fleiß und gegipfelte Baukunst sollen diese Fehler in Zukunft verhindern, und eine neue Stadt muß im Laufe von Generationen entstehen, die den Bewohnern Heime mit Licht, Luft und Garten bietet.“ (Berlin im Aufbau, 1946) Für Max Taut ist mit der Teilerstörung der Mietskasernenstadt der entscheidende Augenblick gekommen, um mit der Unstadt der Gründerzeit endlich umfassend abzurechnen, was ihn auch zu einer Übertreibung des wirklichen Zerstörungsgrades bewegt haben mag. „Die gesamte innere Stadt Berlin kann als zerstört angesehen werden. Ein Ring von Vororten und Stadtteilen der Peripherie ist übriggeblieben ... Die Ringbahn durchschneidet und verbindet heute diese mehr oder weniger erhaltene Stadtteile, dagegen geht die Diagonale der Stadtbahn durch ein riesiges Trümmerfeld. City und Innenstadt sind bis auf kleine Oasen in der Trümmerwüste verschwunden. Die übriggebliebenen Ruinen sind ein Hindernis für den Aufbau. Um neues Bauland zu schaffen, müßten sie beseitigt oder eingeebnet werden.“ (Berlin im Aufbau, 1946) In der Forderung nach Einebnung des teilzerstörten steinernen Berlins gewinnt die Taut'sche Konzeption des städtebaulichen Bruchs mit der elenden Vergangenheit ihren präzisesten Ausdruck. „In Zukunft darf es ein solches Wohnungselend nicht mehr geben. Nicht Mietskasernen-Höhlen, sondern Heimstätten sollen entstehen; in ein- oder zweigeschossigen Häusern, umgeben von einer ansehnlichen Gartenfläche. Diese Häuser müssen zwar an Grundriß und Bauweise beschei-

den sein; sie können jedoch reichlich Licht und Luft geben und allen hygienischen Ansprüchen genügen.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 9)

Bescheidene, durchgrünte Heimstättenwohngebiete, die Wiedergewinnung der Landschaft im Stadtbild, eine polyzentrale Auflösung der alten City im Sinne einer „Sternstadt“ und die Staffelung der Gebäudehöhen vom Stadtkern („acht und mehr, aber besser nicht über elf Geschosse“ zum Stadtrand („einstöckiger Flachbau“) kennzeichnen das neue Berlin von Max Taut. Anknüpfungspunkt an das alte Berlin sind im wesentlichen nur mehr die Hauptstraßen mit ihrer stadtechnischen Infrastruktur:

„Die erfreulicherweise überaus hochprozentige Erhaltung der unterirdischen Bauten Berlins wie Untergrundbahnen, Kanalisation, Wasserleitung, Gasleitung, Postleitungen sowie elektrische Kabel aller Art usw. ergibt ... die beste Basis für die Lebensfähigkeit der Großstadt Berlin und damit ihrer Aufbaufähigkeit. Sie sind das große Plus. Sie zwingen aber auch andererseits, bei jeder Planung gebührend berücksichtigt zu werden, und werden somit in nicht allzu seltenen Fällen mitbestimmend für jede neue Planung. Zwar wird so manche Nebenstraße nicht mehr unbedingt notwendig sein und daher im künftigen Stadtbild verschwinden; die Hauptstraßen aber erleichtern uns den Wiederaufbau ganz außerordentlich. Sie bilden das Skelett des neuen lebenden Stadtkörpers oder die Kristallisationsfäden, an denen alles neue Leben ansetzt und sich zu neuen Stadtgebilden entwickelt, ergänzt und immer weiter ausbaut.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 3) Daß für die Planung des neuen Berlins die alte Ordnung des privaten Grundeigentums verschwinden muß, ist für Max Taut selbstverständlich. Seine Vorstellungen



Aus der Broschüre „Berlin im Aufbau“. Diese Passage wurde weder auf der Ausstellung noch im Katalog dokumentiert.

Skizze des dreigeschossigen Wohnhauses von Max Taut im neuen Berliner Hansaviertel, im Hintergrund ein Hochhaus. Der Taut'sche Bau sollte einen „städtebaulichen Übergang“ zwischen Tiergarten und Hochhäusern herstellen. „Der mietskasernenartige Charakter“, so der Kommentar des Heftes 3 der INTERBAU BERLIN 57, „soll so weit wie möglich gemildert, und durch Auflockerung und Aufspaltung der Baumassen soll ein persönliches Wohnklima für den Bewohner geschaffen werden.“

sind ohne Aufhebung der alten Grundstücksgrenzen und des alten Baurechts völlig undenkbar. „Grundstücksgrenzen im spekulativen Sinn erschweren jede Sanierung, jeden Aufbau. Grund und Boden sind aber Allgemeingut und haben der Allgemeinheit zu dienen. Dem planenden Architekten ist die Freiheit zu geben, über die bestehenden alten Grenzen hinweg zu planen und schließlich auch zu bauen.“ (Der Bauhelfer 2/1946, S. 6)

Die Vorschläge von Max Taut sind Pläne eines städtebaulich interessierten Architekten. Die Strukturierung der Gesamtstadt, die Detaillierung eines Hauptstraßennetzes und des übrigen Verkehrsnetzes, der modische Kniefall vor dem Privatautomobil, die Diskussion der ökonomischen Basis der Großstadt – zentrale Elemente der offiziellen Planungsdiskussion im ersten Nachkriegsjahr – sind bei ihm von untergeordneter Bedeutung. Im Vordergrund steht die städtebauliche und bauliche Gestaltung des neuen Berlins, die etwa für die Autoren des Scharon'schen Kollektivplans und vor allem des Zehlendorfer Plans kaum von Interesse ist. Der Demiurg des Aufbaus ist für Max Taut der Architekt, der für seine Pläne in der Öffentlichkeit wirbt. Taut selbst fungiert mit seinen Aktivitäten als Vorkämpfer für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen unbeschäftigter Architekten, die dem Rationalismus nahestehen. Für ihn ist mit den Bauten des alten Berlins auch die konservative Bautradition untergegangen (vgl. Neue Bauwelt 9/1946, S. 8). Die ruinierte Mietskasernenstadt scheint in dieser Optik jetzt auch endlich materiell, nicht nur ideologisch gestorben. Daß sie noch voller Leben ist und auch an ihrer Instandsetzung fieberhaft gearbeitet wird, steht dem Plädoyer für rationalistische Utopie im Wege, wird ignoriert.

Die städtebauliche Vision Max Tauts über den Neuaufbau Berlins wird in der Ausstellung der Akademie der Künste wie im Katalog zweifellos angesprochen. Allerdings ist die wichtige Passage „Von Mietskasernen ... zu behaglichen Wohnstätten“ leider nicht dokumentiert. Vor dem Hintergrund der traditionellen Gedenkszenierung bleibt daher vielleicht ein interessanter Bestandteil des Werks von Max Taut unbeachtet: seine historischen „Gedanken“ zur Überwindung der Mietskasernenstadt, die auf die konsequente, aber kostensparende Realisierung der „neuen Stadt“ auf der Grundlage des „Skeletts“ der „eingeebneten“ alten Stadt zielen. Die politische, soziale und städtebauliche Utopie Max Tauts forderte übrigens nicht die Zerstörung der Stadt des 19. Jahrhunderts, sie fand sie vor – als Produkt des vom nationalsozialistischen Deutschland angezettelten Krieges.

Harald Bodenschatz

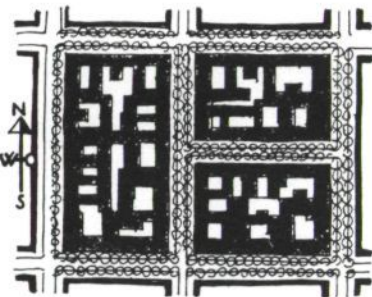
Literatur:

- Max Taut: Berlin im Aufbau. Berlin 1946
- Max Taut: Betrachtungen zum Aufbau Berlins. In: Der Bauhelfer 2/1946
- Hans Josef Zechlin: Berlin im Aufbau (Eine Darstellung der Broschüre „Berlin im Aufbau“ von Max Taut). In: Neue Bauwelt 9/1946
- Max Taut. Katalog der Ausstellung in der Akademie der Künste. Berlin 1964
- Max Taut 1884 – 1967. Zeichnungen – Bauten. Katalog der Ausstellung in der Akademie der Künste. Berlin 1984
- Günther Kühne: Bauen als soziale Kunst/Ausstellung Max Taut in der Akademie der Künste. Der Tagespiegel, Berlin, 29. 6. 1984
- Manfred Sack: Die Schönheit des Gebrauchs/Der Architekt Max Taut – Eine Ausstellung zum Hundertsten in der Akademie der Künste Berlin. DIE ZEIT, 20. 7. 1984



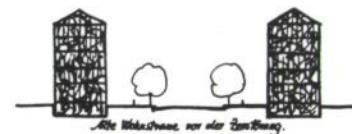
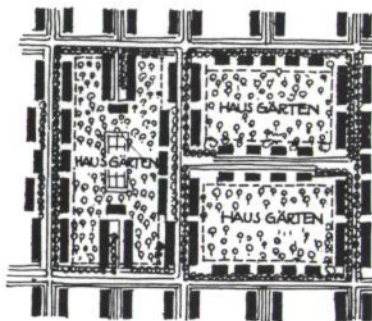
VON MIETSKASERNEN ...

Die bisherige enge und unhygienische Bebauung der Wohnblocks – eine Folge der Bodenspekulation und der sich daraus ergebenden Bauordnung – ließ bei 5–6 stöckiger Bauweise eine Überbauung von 60–70% zu! Mehrfach gestaffelte Hinterhäuser mit „schornsteinartigen“ Höfen waren charakteristisch für die Wohnverhältnisse in Berlin. Eine Rücksichtnahme auf Lichteinfall war kaum spürbar. Bis in die jüngste Zeit gab es kein Abweichen von der amtlich festgesetzten Baufluchtlinie. Dadurch entstanden ganze Straßenzüge mit Wohnungen, die kaum einen Sonnenstrahl bekamen. Die Höfe waren so eng, daß eine Durchlüftung nahezu ausgeschlossen war. Es gab sogar in den älteren Stadtteilen Kellerwohnungen in 5 stöckigen Häusern, die von „Höfen“ mit einer 30-qm-Fläche „belichtet“ wurden!



... ZU BEHAGLICHEN WOHNSTÄTTEN

In Zukunft kein Wohnungselend mehr, hervorgerufen durch 4 und 5 stöckige „Mietskasernen“ mit dunklen Höfen, sondern Heimstätten in Häusern mit ein oder zwei Etagen, umgeben von einer ansehnlichen Gartenfläche. Die Häuser sollen im Grundriß und in der Bauweise zwar bescheiden sein, müssen jedoch genügend Licht und Luft haben und allen hygienischen Ansprüchen genügen.



Nach sorgfältiger Entnahme und Verarbeitung der brauchbaren Bestandteile der Trümmer erfolgt eine gleichmäßige Einebnung des verbliebenen Schuttes über den ganzen Block, so daß ein Abfahren desselben sich erübrigt. Auf dem sich so ergebenden Plateau können die Gärten für die einzelnen Wohnungen angelegt werden. Der verbleibende Schutt, vermischt mit Humus, ergibt im Laufe der Jahre einen guten Unterboden für die Hausgärten.

Bei der großen Breite von vorhandenen Straßen werden die neuen Häuser im allgemeinen auf dem alten Straßenterrain errichtet werden können. Der verbleibende Fahrdamm von etwa 5–6 m Breite würde genügen, um den „Verkehr“ einer solchen reinen Wohnstraße aufzunehmen.





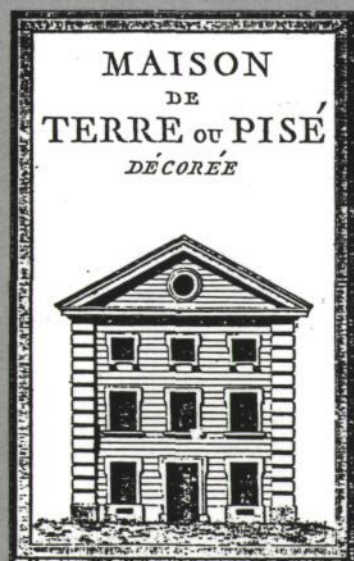
Villa Savoye von Le Corbusier

Ein Freiluftmuseum für das Neue Bauen

Die Idee von Jean Dethier, einem der Ausstellungsmacher des Centre Pompidou ist bestechend und einfach: Auf ein und derselben Fläche drei Baudenkmäler der Wohnhausarchitektur, die durch ihre künstlerische und technologische Originalität Wegbereiter ihrer Epochen wurden, zu vereinigen. Drei Beispiele aus dem 18./19. und 20. Jh. sollen auf einem Grundstück, auf dem sich schon die Villa Savoye von Le Corbusier befindet, die Infrastruktur zu diesem Museum bilden, gleichzeitig aber auch vor Verfall oder Abriß gerettet werden.

1) Für das 20. Jh., und fast vollständig renoviert, steht die Villa Savoye als Beispiel und Höhepunkt des Neuen Bauens. Sie wurde 1929 von Le Corbusier und Pierre Jeanneret entworfen und fertiggestellt und 1958 durch eine internationale Protestkampagne vor dem Abriß gerettet. Seit 1965 unter Denkmalschutz, gehört sie heute dem Ministère de la Culture, das im Zusammenhang mit dem Centre George Pompidou die „Journées Architecturales“ mit Ortsbesichtigung für Presse und Architekten, organisiert hat. Sechs Photographen stellen gleichzeitig ihre verschiedenen „Ansichten“ der Villa Savoye im CCI (G. Pompidou) bis zum 6. 1. 85 aus.

2) Als Beispiel für das 19. Jh. steht das einzige noch erhaltene vorfabri-

FRANCOIS COINTREAU, *Projet de maison en terre* (1787)


zierte Haus von Gustave Eiffel, das nicht nur dem Verfall sondern auch dem Abriß ausgesetzt ist. (Es soll einer Autobahntrasse weichen). Es ist eines der wenigen Beispiele gelungener Vorfabrikation (Metallplattenkonstruktion) und soll dem Projekt nach auf dem anliegenden Grundstück der Villa Savoye, durch eine Baumallee visuell getrennt, neu aufgebaut werden.

3) Für das 18. Jh. und als drittes Beispiel soll ein Haus aus Backstein, eine „Villa Bourgoise“ von François Cointreau, Vater des „Nouveau Pisé“, (eine moderne und zuverlässige Erdkonstruktion), auf dem oben zitierten Terrain rekonstruiert werden. Diese Villa würde zusammen mit der Villa Eiffel als Galerie für verschiedenartige Ausstellungen funktionieren, die Villa Le Corbusier als Seminar- und Konferenzmöglichkeit. In den kleineren Zimmern sollen Büros, Gästezimmer und eine Ausstellung der von Le Corbusier entworfenen Möbel untergebracht werden.

Für dieses Projekt spricht, daß es verglichen mit anderen Museumsprojekten kaum Kosten verursacht; dagegen, daß es sich in Poissy befindet, 20 Minuten von Paris entfernt – eine Herausforderung für den Pariser Zentralismus!

Maria Luisa Müller

Vom Irren

Am 2. März wird im Münchner Haus der Kunst Hermann Kerns zweite Labyrinth-Ausstellung eröffnet. Die erste, 1981 in Mailand, war für zwei Überraschungen gut. Das vermeintlich nur Altertumsforscher und Rätselanfänger interessierende Thema zog rund 120 000 Besucher an, der (italienische) Katalog erreichte innerhalb von 5 Monaten die dritte Auflage und erschien kurz darauf, zum Handbuch erweitert, endlich auch im eigenen Lande des „Propheten“. (Hermann Kern, „Labyrinth“, München 1982. Vgl. auch Daidalos, Heft 3, März 1982). Die zweite Überraschung erlebte der Besucher bei näherer Betrachtung der Exponate: Im kretischen Labyrinth und all seinen Variationen und Kopien bis hin zur Renaissance konnte man sich überhaupt nicht verlaufen. Sie waren „einläufig“, an keiner Stelle gab es die Möglichkeit einer Richtungsentscheidung. Was soll also die bekannte Geschichte vom Faden der listigen Ariadne, mit dessen Hilfe allein Theseus den Minotaurus im Labyrinth und selber wieder herausgefunden haben soll? Was soll überhaupt so ein Labyrinth, in dem man sich nicht einmal verlaufen kann?

Eine mögliche Erklärung läge darin, daß Theseus und Ariadne nicht wußten, daß der Faden zur Orientierung überflüssig war. Der ständige Richtungswechsel suggerierte ein Verirren, das die Anlage gar nicht zuließ. Das Verirren fand allein im Kopfe statt – ein tröstliches Bild. Dafür spricht, daß das Labyrinth, ursprünglich keine bauliche Anlage sondern ein symbolisches Zeichen für den Weg durch Tod und Wiedergeburt, in seiner Entstehungszeit (spätestens im 2. Jahrtausend vor Chr.) Bestandteil eines Geheimwissens war, das nur durch ein Einweihungsritual enthüllt werden konnte. Der Mythos berichtet auch, daß dem Verstorbenen am Eingang zum Jenseits die Hälfte einer Wegestruktur vorgelegt wird, welche er richtig ergänzen muß, um eingelassen zu werden. Diese Aufgabe scheint leichter, als sie tatsächlich ist. Eine Ahnung davon erhält jeder, der nach einem eher flüchtigen Blick auf die Zeichnung des originären Labyrinths dieses aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen versucht. In einer Zeit, in der gerade die ersten geometrischen Richtungsorientierungen überhaupt herausgearbeitet wurden, mußte das Begreifen der doch recht trickreichen Struktur des Labyrinths ein Maß von geistiger Entwicklung voraussetzen, über welches eben nur eine eingeweihte Minderheit verfügte.

Das Labyrinth als Symbol der Su-

im Kopfe und im Gelände

che nach dem „richtigen Weg“ ist also eher eine Projektion unseres Zeitalters. Das ursprüngliche Labyrinth kannte nur einen einzigen „Schicksalsweg“, der nicht die Spur einer Abweichung zuließ, aber in seiner Struktur begriffen werden wollte. Erst die Renaissance, mit der ihr eigenen verspielten Auffassung klassischer und vorklassischer Strukturen und im Vorbegriff des heraufziehenden Zeitalters der „vernünftigen“ Entscheidung, führte die Qual der Wahl in das eigentlich fatalistische Weltssymbol ein. Man legte nun zu „Irrwegen“ aufgebrochene Labyrinth als Teil von Lustgärten an, in denen das Schicksal nur noch in Form des Zufalls (oder vorher erworbener Ortskenntnisse) darüber entschied, ob man anstelle des Zielpunktes eine ebenfalls durch die oft mannshohen Hecken irrende Gespielen erwischte oder sich gar mit dem Duelldegen zurück in den Salon durchschlagen mußte, weil man tatsächlich nicht mehr herausfand. Bezeichnend ist hier, wie sich die Tragik eines bei ständiger Wahlfreiheit in seiner Kenntnis der Weltzusammenhänge überforderten Geistes abbildet in einem ornamental zurechtgestutzten Naturmaterial, dessen Formqualität schon Bacon mit „Verzierungen auf einer Torte“ verglich.

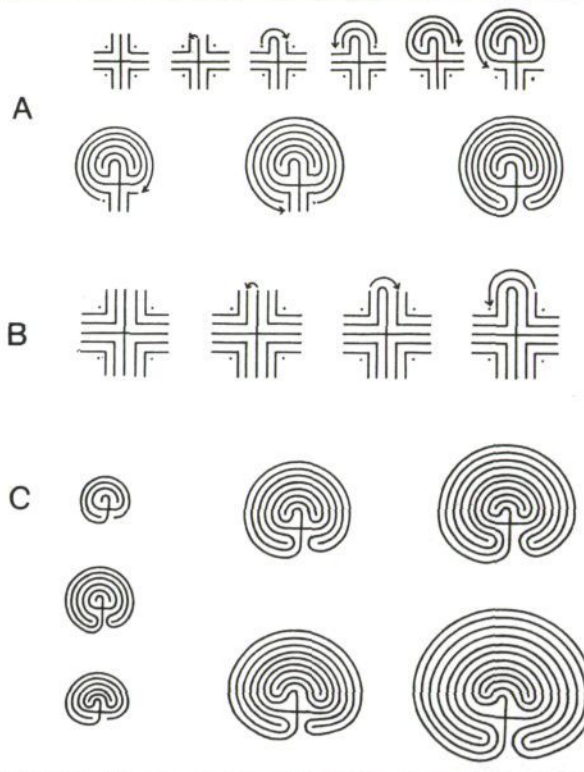
Es ist das Verdienst von Hermann Kerns formaler Genauigkeit, zum ersten Mal diesen entscheidenden Strukturwandel des Labyrinths herausgearbeitet zu haben. Trotzdem hat man den Eindruck, daß diese Entdeckung ‚irgendwie‘ in der Luft hängen bleibt, wenn man die im Handbuch dargestellte neuere Entwicklung verfolgt. Mit einer einzigen Ausnahme (Ugo Dossis Assoziationsketten, S. 453) scheint es nicht um mehr zu gehen als um eine immer verspieltere Varietät desselben Typs. Dieselbe bewundernswerte formale Genauigkeit scheint Kern daran zu hindern, daß er die weitere Auflösung des Irrwegs im 20. Jahrhundert entdeckt, die sich nicht mehr unter dem Namen des Labyrinths vollzieht. Die moderne Fortentwicklung desselben Sinngelhalts findet sich in der Entscheidungstheorie. Der „Entscheidungsbaum“ – mit der Renaissance weitläufig verwandt durch eine nicht weniger flehentliche Bemühung eines Natursymbols – setzt die Auflösung des Labyrinths in Wegentscheidungen fort, indem diese Wegentscheidungen nur noch bewertet werden können im Hinblick auf eine Zielentscheidung. Wir können das vergleichen mit der Routensuche auf einem Stadtplan: jede Abbiegungsmöglichkeit ist nur richtig oder

falsch, wenn man weiß, wo man überhaupt hin will. Die „Lösung des Rätsels“ wird damit aus dem Bild des Rätsels ausgelagert: ein perfektes Symbol der Technokratie. Aus der Wegverknüpfung dieses ‚modernen Labyrinths‘ selbst ist nicht der geringste Anhaltspunkt für eine Zielentscheidung abzulesen, die allein der Wegverknüpfung irgendeinen Sinn geben würde. „Sage mir wohin es gehen soll, und ich finde heraus wo es langgeht“, lautet das Gebet des Technokraten. Dabei führt die immer feinere Verästelung des „Baumes“ zu nichts anderem als zu einer grundsätzlichen unendlichen, beliebigen Varietät der Ziele.

Die Anwendung dieses Entscheidungsmodells in der Programmierung von Computern führt nun interessanterweise nicht zu einer weiteren Sprengung der Horizonte, sondern gerade zu Endlichkeit und zum Rückgriff auf archaische Zählmodelle. So wurde z. B. errechnet, daß alle theoretisch verfügbaren Elementarteilchen unserer Welt nicht ausreichen würden, um auf ihnen die nötige Informationsmenge zur Simulation aller möglichen Partieverläufe eines Schachspiels zu speichern, obwohl das Schachspiel im Prinzip ein Spiel mit einer endlichen Zahl von Varianten ist. Und: das „binäre“ Entscheidungsmodell der Programmierung (jede Einzelentscheidung bietet nur zwei Möglichkeiten) ist formal identisch mit der Struktur des ältesten noch überlieferten Orakels Chinas (I Ging). Dort bildet sich aus einer Kette von 6 binären Entscheidungen zwischen Yin und Yang eine Varietät von 64 archetypischen Hexagrammen.

Obwohl unsere Zeit die Methodik des Irrs zweifellos perfektioniert hat, wird die Fähigkeit des heutigen Menschen zur Zielentscheidung verstärkt angezweifelt. Dies drückt sich in dem wachsenden Interesse an mystischen und magischen Geschichten und Praktiken aus, welches zum Beispiel jenem I-Ging-Orakel in Richard Wilhelms Übertragung im 20. Jh. Weltbestauflagen bescheerte und, nicht zuletzt, eine Ausstellung über jenes archaische, einst entscheidungsfreie Labyrinth so attraktiv macht. Jenseits aller mystischen Schwärmerei kann dieses Interesse dazu dienen, daß wir uns über den Weg unseres Bewußtseins und unseres Weltbildes klarer werden. Vorausgesetzt, man findet den oft verschlungenen Pfad von den alten Symbolen in das heutige Denken hinein, was Kern in seiner sonst ausgezeichneten Arbeit bisher leider nicht zu Ende verfolgt hat.

Thomas Bandholtz

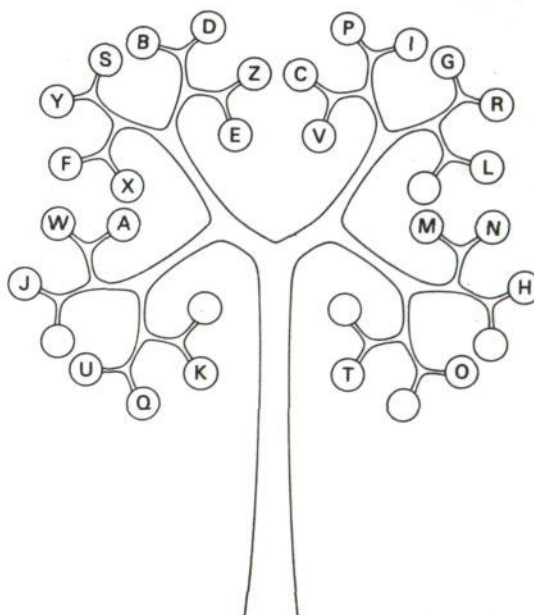


Irrer im Kopfe: ursprünglich „einläufige“ Labyrinthform

Konstruktion eines Labyrinths
Ein Labyrinth vom kretischen Typ läßt sich am einfachsten zeichnen, wenn man von einem zentralen Kreuz ausgeht, zwischen die Kreuzarme jeweils rechte Winkel und in diese wieder – konaxial – Punkte einfügt, die in der angegebenen Reihenfolge miteinander verbunden werden (Serie A). Fügt man zwei Winkel ineinander, so entsteht ein Labyrinth mit elf statt sieben Umgängen (Serie B). In Serie C eine Abfolge von Labyrinth mit unterschiedlich vielen Umgängen: drei, fünf (zwei Arten), sieben, neun (zwei Arten) und elf. Zeichnung: nach THORDRUP Abb. 4 (Serien A, B) und nach einem Vorschlag von Christian Löwenstein, Berlin (Serie C).

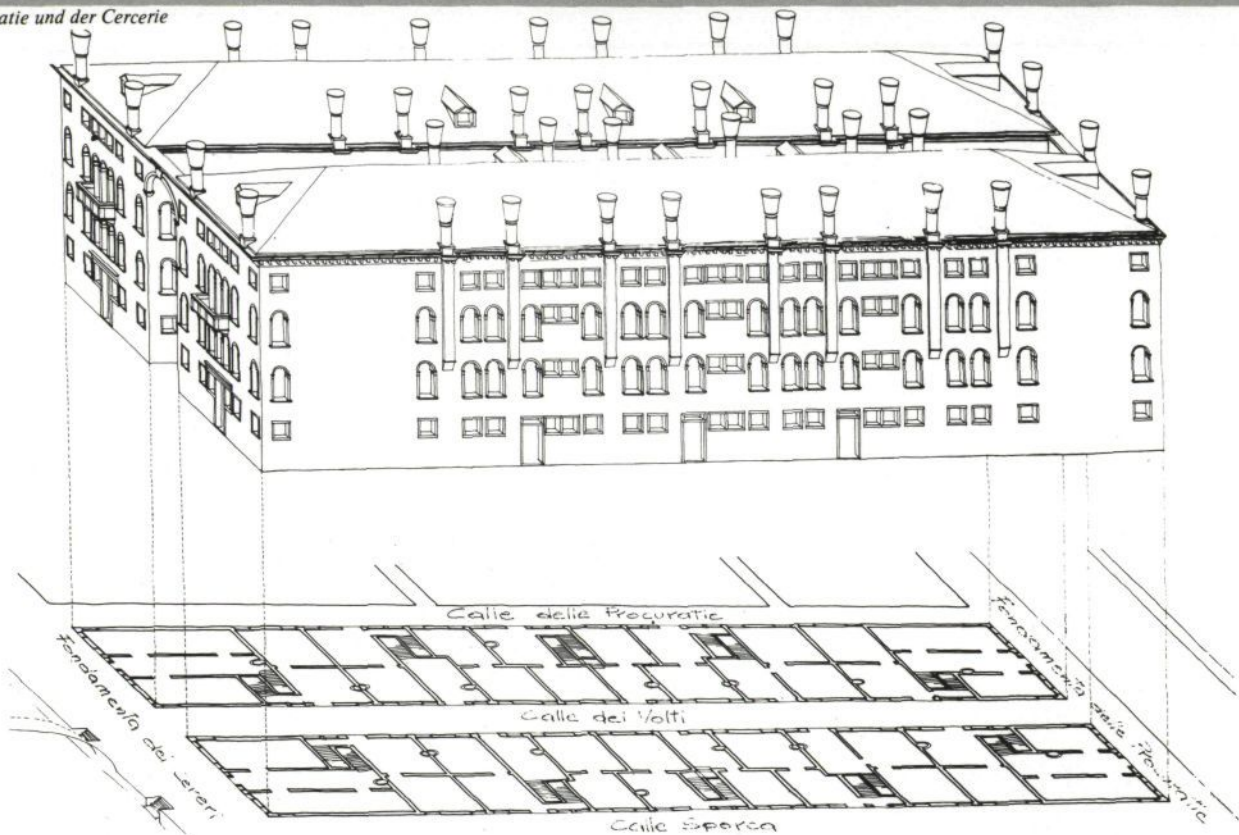


Irrer im Gelände: Irrgärten des Barocks

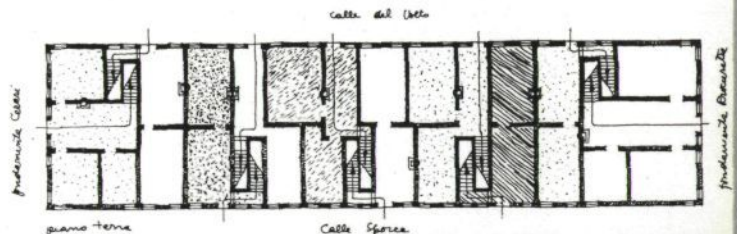
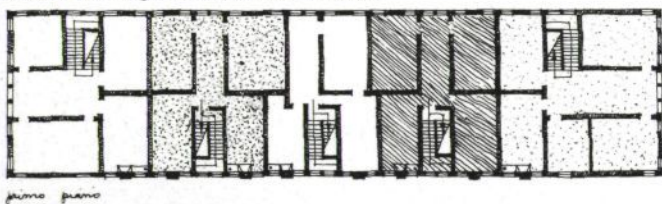


Irrer im Geiste? Wegmodell der Entscheidungstheorie („Entscheidungsbaum“)

Ufer der Procuratie und der Cenerie



Grundrisse des Erdgeschosses und 1. Geschosses



Vom Besuch alter Städte bleiben eigenartig unbestimmte Bilder zurück. Es prägt sich ein, was auffällig ist: Monumente, Plätze und Straßenfolgen –, dagegen setzt sich in tieferen Bewußtseinschichten ab, was nur eben so nebenbei auf sich aufmerksam macht: die unauffällige Architektur zwischen den großen Figuren. Dabei ist es aber gerade sie, die das eigentliche Gefüge der Stadt ausmacht.

Im besonderen Maße trifft dies für Venedig zu, dessen fast undurchdringliches Gewebe von Gassen und Kanälen die Zentren von Wirtschaft, Politik und Kirche umgibt und verbindet.

Diese „architettura minore“ aus dem Dunkel ins Licht des öffentlichen Interesses zu holen, sollte das Ziel der Ausstellung „Dietro i Palazzi“ sein. Nach über einem Jahr detaillierter Nachforschungen in städtischen Archiven, gelingt es Egle Renata Trincanato, der Initiatorin der Ausstellung ein sehr komplexes und fast noch unbekanntes Bild des frühen sozialen Wohnungsbaus zu zeichnen. Mit Hilfe umfangreichen photographischen Materials von Grundrisszeichnungen, Isometrien, Details und alten Katasterplänen werden die einzelnen Gebäudetypen nach Jahrhunderten geordnet und analysiert. Ausgehend von der Stadtansicht De Barbari's (1500) verfolgen sie und ihre Mitarbeiter an Hand einzelner Gebäude, beispielhaft für andere soziale und politische Entwicklungen bis ins 19. Jahrhundert. Fragen an die damaligen Besitz- und Mietverhältnisse, Wohnungsformen und deren Nutzen-

gen, soziales Milieu der Bewohner und deren Lebensverhältnisse, aber auch staatliche Wohnungsbau- und Immobilienpolitik im „universum venezianum“ bleiben nicht unbeantwortet und geben weiteren Aufschluß.

Daß auf Grund des begrenzten Platzes das Problem des Wohnraumes in Venedig immer akut war, ist nicht weiter verwunderlich. Erstaunlich aber, wie stark der Staat diesen Raum kontrollierte und über die Procuratien von San Marco, oder über die großen Schulen verwaltete. Ein großer Teil dieses öffentlichen Wohnungsbaues wurden Armen und Bedürftigen zur Verfügung gestellt, teils „per amore dei“, teils zu stark reduzierten Mieten. Mit diesen karitativen Einrichtungen fiel Staat und Kirche aber auch ein Instrument in die Hand, mit dem sie Einfluß auf die soziale und familiäre Ordnung der Gruppen oder Bevölkerung nehmen konnten, die von der politischen Macht ausgeschlossen waren. Dabei interessierten sich die karitativen Organisationen weniger, welcher Personenkreis unter dem Begriff des „Sozialhilfeempfängers“ zu verstehen sei, zumindest kam es nicht zu einer Definition des

Begriffes, oder einer statistischen Erfassung. Fest steht, daß es sich um Witwen, einfache Handwerker Hilfsarbeiter, Matrosen, Kriegsverwehrte, oder Ordensangehörige gehandelt haben mußte. Einer zwar verarmten, aber durchaus noch respektierten Gesellschaftsschicht.

Das dieses soziale Engagement karitativer Nächstenliebe neben dem „per amore dei“ auch handfeste finanzielle Interessen verbarg, war zu vermuten. Neben dem Ankauf von Ämtern und Titeln, stellte der Erwerb von Immobilieneigentum die sicherste alternative Investitionsanlage dar. Bei den großen Schulen, der Scuola San Rocco und der Scuola San Giovanni Evangelista machten diese jährlichen Einnahmen den Löwenanteil aus. Die entstandenen Baukosten solcher „Sozialwohnungen“ betrugen etwa ein Neuntel eines auch normalen Bürgerhauses. Dementsprechend verheerend waren auch die räumlichen und hygienischen Verhältnisse in den dunklen und feuchten Hütten.

Die Schuloberen waren darüber hinaus bemüht, das Wohnen dieser Häuser abhängig zu machen von einem ganzen Katalog von Forde-

rungen, um den Einfluß solange wie möglich aufrechtzuerhalten. Neben christlicher Erziehung und gesittetem Benehmen wurde auch die regelmäßige Teilnahme an Gottesdiensten und Prozessionen sowie Fürbitten für den diesbezüglichen Orden gefordert. Seit 1537 bestand für den Staat zusätzlich die Möglichkeit aus ihren Reihen im Bedarfsfall Ruderer für die Galeeren zu rekrutieren. Verständlich, daß keiner der Bedürftigen, nicht ohne sich in großen Schwierigkeiten zu befinden, die sozialen Einrichtungen von Kommune und Kirche in Anspruch nahm.

Durch solche Einsichten in den frühen sozialen Wohnungsbau, in seinen Formenreichtum und seine Nutzungsvielfalt, in die Lebensformen seiner Bewohner verdichtet sich die Ausstellung zum Bild einer Epoche, die Anregung und Anstoß gibt, der architettura minore zukünftig mehr Beachtung zu schenken.

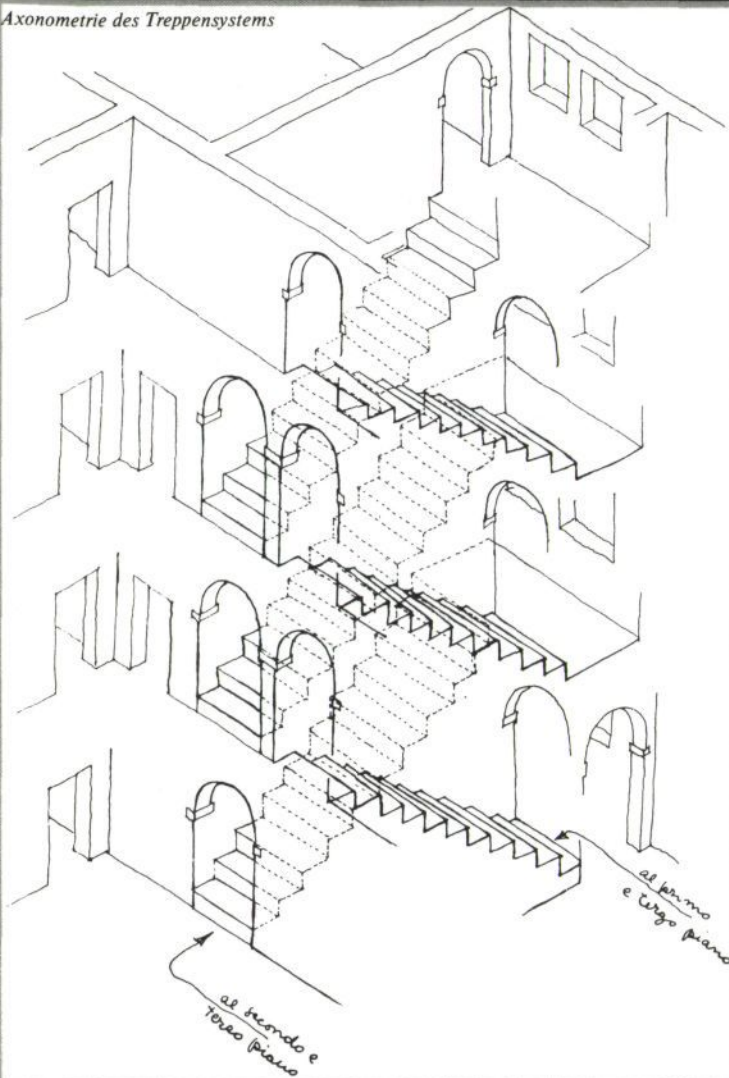
Egle Renata Trincanato verbindet mit dieser Ausstellung noch eine weitere Hoffnung: „Die Bedeutung des städtischen Gewebes Venedigs liegt im Gegensatz zu anderen Städten darin, daß wir überrascht vor der Möglichkeit stehen, alles zu retten, indem wir es für die Menschen und die Ansprüche unserer Zeit nutzbar machen. (...) Unsere Aufgabe und unser Vorschlag ist deshalb, alles in allen Teilen, auch in den auf den ersten Blick unwichtigen zu untersuchen, um die Restaurierung in richtiger und angemessener Weise durchführen zu können.“

Reinhard Lepel

Hinter den Palästen

Drei Jahrhunderte architettura minore in Venedig (1492–1803)

Axonometrie des Treppensystems



Europäisches Zentrum für Handwerker- Fortbildung im Denkmalschutz, Venedig

Roland Günter im Gespräch mit Dietrich Ebert

R. G.: Dietrich Ebert, Sie sind als Architekt ausgebildet, haben beim Europa-Rat in Straßburg gearbeitet, bauten auf und leiten das Europäische Zentrum für Handwerker-Fortbildung im Denkmalschutz in Venedig. Ein Stichwort zur Gründung?

D. E.: Das Zentrum ist ein Kind des Denkmalschutz-Jahres 1975 ...

R. G.: ... dessen Organisator Sie waren ...

D. E.: ... es wurde 1977 geboren, ohne große Vorbereitungen – einfach, weil es notwendig war: es gab keine Weiterbildung von Handwerkern. Und wir wollten das Vorurteil ausräumen, der Handwerker hätte nur Akkord-Lohn-Interesse und keine Lust an Weiterbildung.

R. G.: Wer kommt?

D. E.: Leute, die ihren Beruf kennen, d. h. einen Lehrabschluß und mehrjährige Erfahrungen haben.

R. G.: Was für Kurse gibt es?

D. E.: Drei-Monats-Kurse. Für Steinmetze, Schreiner, Maler, Stukkatoren und Schmiede.

R. G.: Woher kommen die Leute?

D. E.: Aus ganz Europa. Und darüber hinaus, die ersten nun auch aus der Dritten Welt.

R. G.: Wieviel Leute sind es?

D. E.: Pro Kurs-Zyklus zwischen 30 und 40. Bisher insgesamt über 400. Im letzten Oktober haben wir sie zusammengerufen, um zu sehen, was aus ihnen geworden ist.

R. G.: Wo leben die Stipendiaten in Venedig?

D. E.: Auf der Insel San Servolo – zwischen Venedig und dem Lido. In einem der zahlreichen früheren Irrenhäusern, die 1978 aufgegeben wurden – mit der Psychiatrie-Reform Basaglias.

R. G.: Was geschah mit dem alten Irrenhaus, als das Zentrum dort einzog?

D. E.: Es ist ein Beispiel für Denkmalpflege: wir haben weder Wände versetzt noch beseitigt. Es war für uns einfach, uns anzupassen.

R. G.: Das hatte Folgen für die Kosten ...

D. E.: ... ja, wir haben eine der billigsten Gebäude-Sanierungen gemacht.

R. G.: Kann man etwas über Zahlen erfahren?

D. E.: Unsere Zahlen sind öffentlich und wir geben sie gern bekannt: weil sie extrem niedrig sind. Umbaukosten: 850 000 Mark – für Lehrsäle,

Lehrwerkstätten und Unterkunft für 45 Kurs-Teilnehmer. Allerdings sind wir sehr bescheiden.

R. G.: Jahres-Etat?

D. E.: Knapp eine Million DM. Damit führen wir 7 Kurse je 10 Personen pro Jahr durch. Unterkunft, Essen, Reise-Kosten einbegriffen. Wir zahlen auch einen Unterhaltsbeitrag, weil unser Standard-Kurs-Teilnehmer in seiner Zeit hier für seine Familie kein Einkommen hat: Ein Verheirateter erhält zum Stipendium hinaus noch 1000 DM im Monat.

R. G.: Wie sieht das Konzept aus?

D. E.: Theorie und Praxis sollen gleichberechtigt sein, sich verbinden, trotz oft extremer Schwierigkeiten. Fehlstellen gab es auch in der Praxis. Es war notwendig, dem Steinmetzen beizubringen, was Stein ist, also Material-Kunde. Traditionsgemäß ist Handwerker Ausbildung auf ein Fach begrenzt. Wir glauben, daß Denkmalschutz nur berufsübergreifend gemacht werden kann. Der Schreiner muß wissen, was der Steinmetz kann. Der Steinmetz muß wissen, wie sich Eisen verhält. Er benutzt es nicht nur, um damit zu arbeiten, sondern auch um Steine zu verbinden. Die gotische Kathedrale wäre ohne Eisenklammern überhaupt nicht denkbar. Sie würde umfallen. Wenn einer sagt, gotische Kathedralen sind Steinbauten, ist das oberflächlich. Man muß wissen, was andere Materialien leisten können. Und was nicht.

R. G.: Sie sind dann Restauratoren?

D. E.: Nein keineswegs Handwerker, das ist etwas anderes. Sie sollen in ihrer eigenen, originären Arbeit entwickelter sein. Mehr Wissen über die Bauten haben, mit denen sie umgehen. Daß sie kritischer werden. Auch sich selbst gegenüber. Und gegen die gängigen Stadterhaltungspolitik.

R. G.: ... was ist das?

D. E.: Die schnelle Lösung. Die radikale Lösung. Das Umkrempeln historischer Städte.

R. G.: Wo arbeiten die Leute anschließend?

D. E.: Wir raten ab von Berufsveränderungen. Es gibt sie auch kaum. Wir sagen: Gebt eurer Arbeit eine andere Dimension.

R. G.: Warum ist Denkmalpflege attraktiv fürs Handwerk?

D. E.: Weil sie interessanter ist. Höhere Anforderungen stellt. Herausfordert.

R. G.: Trägt sich das finanziell?

D. E.: Mittlerweile kann man auch im Denkmalschutz Geld verdienen. Ein guter und beim Denkmalamt gut eingeführter Handwerker kann durchaus davon leben.

R. G.: Gibt es eine Renaissance des Handwerks?

D. E.: Ja. Als Alternative zur Arbeitslosigkeit. Und als Alternative zu uninteressanten Tätigkeiten. Wir wissen noch nicht, wohin es sich entwickelt.

R. G.: Ihr Typ von Schule hat Tradition. Meisterschulen des Handwerks dann die Werkkunstschulen. In Italien hat ein großer Denker, Antonio Gramsci gesagt: Die Kultur ist die Intensivierung der Intelligenz, die in jeder Arbeit steckt. Also keine Abtrennung der Intelligenz von der Arbeit. Sie arbeiten zwischen Praxis und Hochschule?

D. E.: Wir haben einige Ideen des Bauhauses. Etwa daß Werkstatt und Lehrsaal dasselbe sind. Oder sehr

nahe benachbart. Die Verbindung von Intelligenz und Handeln, von Kopf und Hand ist unlösbar. Nach einiger Zeit des Zögerns und der Unsicherheit entdecken unsere Kurs-Teilnehmer das sehr gern. Die ständige Begleitung der Handarbeit durch den Kopf ist eine große Herausforderung – und so etwas macht Spaß.

R. G.: Kann ein reiner Schreibtisch-Mensch bei Ihnen zusteigen?

D. E.: Nein, wir wollen es nicht vermischen. Aber sie sollen sich treffen. Architekten und Kunsthistoriker sind als Besuch, zur Diskussion sehr willkommen, aber sie können unsere Kurse nicht mitmachen.

R. G.: Arbeitsteilung?

D. E.: Wir wollen nicht, daß der Denkmalpfleger Steine bearbeitet. Genauso wenig wie der Steinmetz eine chemische Analyse machen soll. Jeder soll seiner Ausbildung folgen – aber sie sollen sich verstehen. Wissen, was jeder einzelne kann. Was er erwarten darf. Auch wissen, daß sie keine unseriösen, unanständigen Forderungen an den anderen stellen. Miteinander Probleme lösen.

R. G.: Warum werden die Leute aus der eigenen Kultur nach Venedig gelockt?

D. E.: Europa entstand durch wandernde Handwerker. Wir können ihre Wege und ihr Erbe verfolgen. Straßburg, Como, Lucca. Wir müssen die wandernden Handwerker wieder schaffen, die ihr Wissen weitergeben, hinterlassen ...

R. G.: Arbeitsgenehmigungen?

D. E.: Das Mittelalter war viel weiter. Da war es egal, woher einer kam. Heute behindern die Bürokratien.

R. G.: Wissen erweitern ...

D. E.: ... geht einerseits nicht ohne das Opfer, mal weniger Geld zu verdienen, aber man hat etwas davon. Viele bringen es gern – ich sehe das. Steinmetze werden wieder neugierig.

R. G.: Kritik an der Denkmalpflege?

D. E.: Sie gibt noch zu viele Aufträge an größere Firmen und nicht an einzelne Handwerker. Auch weil die Handwerker nicht organisiert sind. Daher entwickeln sich nun Genossenschaften vor allem in Italien.

R. G.: Wie geht das vor sich?

D. E.: In Italien hat sich herauskristallisiert, daß man nur pro Projekt, während der Laufzeit zusammenarbeitet. Das ist tragfähiger, vernünftiger. Es entspricht mehr der Handwerker-Mentalität, die deutlich auf Einzelarbeit gerichtet ist.

R. G.: Italienisches Denken? Lieber Flexibilität als Ideologisierung. Wo findet die entwickeltste Tätigkeit der Denkmalpflege statt?

D. E.: Schwer zu sagen. Am ehesten in Italien. Wo sie Priorität hat, macht sie keine Kompromisse und ist sehr sauber.

R. G.: In Deutschland?

Ein übermächtiger Baumarkt. Orientierung des Handwerks auf schnellen Umsatz. Unterwerfung des denkmalpflegerischen Konzeptes unter Termine, sei es der Finanzierung, sei es der zukünftigen Nutzung. In Italien wird nichts fertig, wenn es fertig werden sollte. Das Denkmal profitiert davon. Es wird langsamer und besser gearbeitet. Wenn in Deutschland ein Problem auftaucht, wird es oft beseitigt – damit der Fahrplan nicht in Gefahr kommt. Oft verstärkt die Mentalität des Handwerkers das noch: wenn er sagt, es sei ihm ja alles vorgegeben.

Wenn's daneben geht, sagt er: Den Terminplan haben die ja gemacht. Oder: der Denkmalpfleger hats mir vorgeschrieben.

R. G.: Denkmalpflege ist sehr komplex ...

D. E.: ... wir versuchen daraus die Konsequenz zu ziehen: daß sie Team-Arbeit erfordert. Das ist schwer durchzusetzen. Mißtrauen. Sprachlosigkeit zwischen den Leuten. Sie reden meilenweit voneinander entfernt. Am Ende muß es der Handwerker ausbaden. Und der sagt dann: Na gut, wenns daneben geht - ich bins nicht gewesen. Ich mache, was die VOB mir vorschreibt. Und die deckt keinen Denkmalschutz ab. R. G.: Und das ...

D. E.: ... versuchen wir abzubauen. Ein Jahrhundertwerk.

R. G.: Und der Spaß?

D. E.: Weil das moderne Bauen immer langweiliger wird, zieht der Denkmalschutz mit seinem vielen Unbekannten an. Auch die Zusammenarbeit mit anderen. Man kann

sich vor seine Arbeiten stellen, wie früher der alte Handwerker und stolz sagen: Das hab ich gemacht. R. G.: Erweiterung des Horizontes? D. E.: Weltweit. Und dann: Denkmalschutz als Herausforderung an das ganze Bauen - etwa an die Qualität des sozialen Wohnungsbaues.

R. G.: Perspektiven darüber hinaus? D. E.: Denkmalschutz als Hilfe für die Dritte Welt. Lebendig erhalten der dortigen eigenen Handwerker-Tradition. Andere Experten dorthin schicken: nicht kontaktlose Importeure europäischer Technologien, sondern verständnisvolle Menschen, die die lokalen Möglichkeiten sehen - und ihnen einen vernünftigen Zusammenhang mit industrieller Technologie ermöglichen. Das italienische Außenministerium hat jetzt die ersten Schritte gemacht.

R. G.: Zu den Anerkennungen für Ihre Arbeit zählt ein Kultur-Preis ...? D. E.: ... der Kulturpolitischen Gesellschaft 1980 ...



Ton-Plastiken

Mich beim Gehen wahrnehmen, spüren, daß gleich der Weg eine Wendung nimmt, oder ein erwartetes Stück fehlt, ich in einen dunklen Raum hineingehe und noch nicht weiß, wie ich mich darin befinden werde. Wie ich wieder herauskomme und wie ich dann bin. Voraussehen, daß der Weg aufwärts da ein Ende hat, wie abgeschnitten. Fragen, wie ich an dieser Stelle stehen werde, was mich danach erwartet.

Das etwa sind die „Funktionen“ dieser Plastiken. Ihre Requisiten sind überwiegend von Häusern übernommen, daher zuerst eine Ähnlichkeit mit Architektur-Modellen. Da ist die schmale Treppe, das Podest, die Türöffnung, der Raum, Wände, Stützen, auch Schutthaufen. Ihre Folge bezeichnet den Weg eines Menschen, man kann ihn sehen, auch wenn er nicht in Erscheinung tritt. Material sind verschiedene Tonarten, vom Trocknen und Brennen verzogen, auch eingegrissen, ziemlich zerbrechlich. Die Oberflächen sind zum Teil mit Acrylfarbe bemalt.

Horst Küsgen

Arsenale und Städte von Byzanz bis Amsterdam

Unter diesem Thema versammelten sich vom 5. bis 7. November 1984 17 Historiker aus fünf Ländern zu einem internationalen Kolloquium in Venedig. Eingeladen hatte das Istituto di Architettura der Abteilung für Architektur der Universität Venedig.

Bewertung des Neuen unter städtischen Aspekten und den Institutionen der Stadt, Untersuchung der Kultur des 16. Jahrhunderts - das sind meiner Meinung nach die interessantesten Punkte, die während der Diskussion über die Arsenale der großen europäischen und mediterranen Städte zur Sprache kamen. Gemäß diesen Zielsetzungen muß die Aufgabe der Architekturgeschichte, ohne „Neuheiten“ zu kreieren heute heißen: Denkmalpflege und Technikgeschichte. Die heute selbstverständliche Beziehung zwischen Technik und Stadtzerstörung ist nämlich durchaus nicht natürlich, sondern stellt ein Phänomen dar, das studiert werden muß und dessen Ursprünge noch identifiziert werden müssen.

Die Politik der Republik Venedig zeichnete sich durch „Vorsicht“ aus. Jenseits dessen muß man sich vor Augen führen, daß die Zusammenfassung der Vernunft zu bestimmten Institutionen im 16. Jahrhundert noch direkt den traditionellen politischen Institutionen Venedigs widersprach.

Ziel des Kolloquiums war es, das venezianische Arsenal mit anderen zu vergleichen. Wie D. Ellmers, Direktor des Bremer Schiffahrtsmuseums ausführte, bestand der größte Unterschied zwischen den Arsenalen von Bremen und Venedig: Im Fall von Bremen gab es keine komplexen Hafenstrukturen wie in Venedig. Im Gegenteil, die hanseatische „Lastadia“ sind einfache außerstädtische Orte des Schiffbaus.

Sie verfügen über keine komplexen und architektonischen Formen.

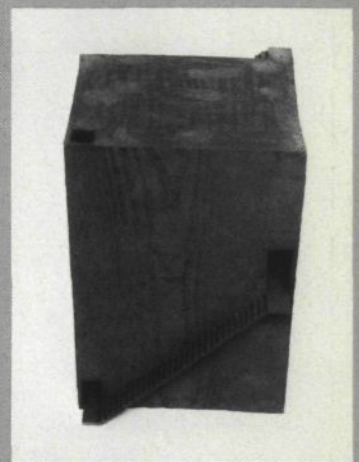
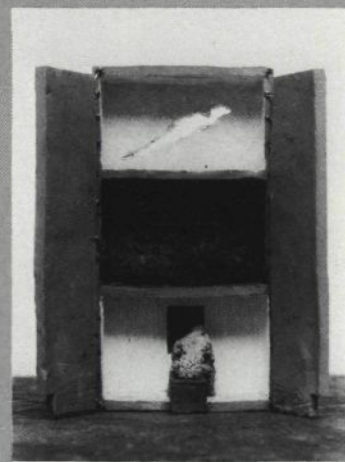
Die Vorsicht der venezianischen Kommune war sprichwörtlich: Ein französischer Ingenieur kommentierte z. B.: den Grad der Verwüstung der venezianischen Hafenanlagen nicht ohne zu betonen, daß die Angst der Venezianer vor der Zukunft größer sei als ihr Genius. Heute, nachdem der Fortschrittsmythos zusammengebrochen ist, gewinnt auch das unbegrenzte Vertrauen in die Zukunft, wie es noch das 19. Jahrhundert kannte, neue Bedeutung. Die Hafenbehörde stellte damals klar, daß die Mündung des Hafens von Malamocco (dem Zugang zur Lagune) nicht für moderne Schiffe geeignet sei, aber auch nicht verändert werden dürfe, weil jeder Eingriff in die Lagune dem natürlichen Gleichgewicht schade.

Es war somit ein Kolloquium über Arsenale, das sich in Wirklichkeit mit der Bedeutung von Wissenschaft und Technik und deren Verpflichtungen mit den städtischen Organisationen und mit der Stadt selbst beschäftigte.

Ludvica Scarpa
Übersetzung: Reinhard Lepel



Plan des Arsenalen von G. Casoni, 1829



Auseinander-Setzung

Man ist mit der Wirklichkeit so eng verbunden, daß es eine unnötige Anstrengung wäre, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Selbst Tiere meiden den zusätzlichen Aufwand: setzte der Fisch sich mit dem Meer auseinander, säße er auf dem Trockenen.

Es besteht aber auch wirklich kein Anlaß, sich dadurch verzehrende Einsamkeit einzuhandeln, daß man sich aus dem All-ein-sein der Wirklichkeit herauslöst. Nicht auszudenken wären die Folgen, wenn man seine Bedeutungslosigkeit leugnen und die Vergänglichkeit aus den Augen verlieren würde; man müßte dann Begierden entwickeln, die einen aufblähen, und Aggressionen einüben, die mit Paranoia genährt würden.

Was würde es für eine Kraft kosten, die lange Weile der Wirklich-

keit zu meiden: harter Einsatz an der Konsumfront und auf den Unterhaltungsfeldern, zermürbender Beschäftigungszwang! Und man müßte dauernd Urteile abgeben, bewerten, abgrenzen, Informationen sammeln, Beziehungen aufdecken und Zustände analysieren, verleiße man den Raum, in dem alles gleichgültig ist.

Aber malen wir uns doch nicht aus, wie die Welt aussehen würde, wenn wir mit unserer Intelligenz und unseren Fähigkeiten tiefer als die Tiere fielen; freuen wir uns lieber darüber, daß wir die einfachen Übungen der Wirklichkeit beherrschen und dann mit den überreichlich verbleibenden Energien den endlosen Weg der wunderbaren Überraschungen gehen können.

Michael Zimmermann



Die Alternative zur Alternative?
oder
Das Geheimnis der Walnüsse

Diese und andere Zeichnungen aus der ARCH⁺ und der Bauwelt hat Cord Machens unter dem Titel „Unseriöse Veduten-Zeichnungen zur Architektur“ zu einem Buch zusammengefaßt. Quadrato Verlag, Braunschweig.



Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schicken uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer LITERATURWIESE aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkomentar anzuhängen. Sendungen unter dem Kennwort LITERATURWIESE bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

IBA '84 '87. Projektübersicht. Stand September 1984. 310 Seiten. 15 DM. Dokumentation der IBA-Projekte (Stadtneubau und Stadterneuerung).

IDEE PROZESS ERGEBNIS. Die Reparatur und Rekonstruktion der Stadt. Berlin 1984. 384 Seiten. Katalog der zentralen Ausstellung zum Berichtsjahr der IBA im Martin-Gropius-Bau (15. 9. - 16. 12. 1984). Preis in der Ausstellung: 32 DM.

Internationale Bauausstellung Berlin 1984. Modelle für eine Stadt. Die Neubaugebiete. Dokumente-Projekte 1. Siedler Verlag. Berlin 1984. 271 Seiten. 48 DM.

R. Autzen/H. Becker/H. Bodenschatz/H. Claussen/D. Radicke/H. Stimmann/M. Taeger. Stadterneuerung in Berlin. Sanierung und Zerstörung vor und neben der IBA. Verlag Ästhetik und Kommunikation. Berlin 1984. 64 Seiten. 9,80 DM. Illustrierte Geschichte der Berliner Stadterneuerung der letzten 100 Jahre, einschließlich Ost-Berlin und der „Erneuerungsgebiete der Zukunft“ (Nachkriegssiedlungen). Kontrast- und Ergänzungsveröffentlichung zum IBA-Rummel („Kreuzberg ist nicht Berlin!“).

Verein Kooperatives Planen, Bauen und Leben. Zwischenräume. Nishen Verlag. Berlin 1984. 191 Seiten. 20 DM. Publikation im Rahmen der IBA zur gleichnamigen Ausstellung

Siedlungen der zwanziger Jahre - Heute. Vier Berliner Großsiedlungen 1924-1984. Katalog der Ausstellung vom 24. 10. 1984 - 7. 1. 1985 im bauhaus-archiv, Berlin. Publica Verlagsgesellschaft. Berlin 1984. 240 Seiten. Publikation über die Hufeisensiedlung Britz, Walsiedlung Zehlendorf „Onkel Toms Hütte“, Großsiedlung Siemensstadt und Weiße Stadt mit hervorragendem Abbildungsmaterial.

Hans G. Helms. Auf dem Weg zum Schrottplatz. Zum Städtebau in den USA und in Canada. Verlag Pahl-Rugenstein. Köln 1984. 244 Seiten. 16,80 DM.

„In den rund 10 Jahren, in denen die hier versammelten Features und Essays recherchiert und geschrieben wurden, habe ich mich hauptsächlich bemüht, die grundlegenden Veränderungen zum Einen durch die monopolistische multi- und transnationale Kapitalkonzentration, zum Anderen durch die auf Mikroelektronik fußende progressive Automation zu untersuchen.“

Leonardo Benevolo. La Citta e l'Architetto. Editori Laterza. Bari 1984. 191 Seiten. 13.000 Lire. Interessante Aufsatzsammlung, darunter „Lo sviluppo della città moderna“ und „La conservazione della città antica“.

Berlin. Außen und Innen. 53 Filme aus 90 Jahren. Eine Dokumentation im Rahmen des Berichtsjahres der IBA. 115 Seiten. 10 DM.

Berlin um 1900. Katalog der Ausstellung der Berlinischen Galerie in Verbindung mit der Akademie der Künste zu den Berliner Festwochen 1984 (9. September bis 28. Oktober). 522 Seiten. Preis in der Ausstellung: 34 DM.

Gerald R. Blomeyer/Barbara Tietze. Die andere Bauarbeit. Zur Praxis von Selbsthilfe und kooperativem Bauen. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart 1984. 160 Seiten. 58 DM. Publikation im Zusammenhang der Ausstellung Kooperatives Bauen in der Berlinischen Galerie zum Berichtsjahr der IBA.

Bürgerinitiative SO 36. Internationale Bluffaktion - IBA. Berlin, September 1984. 7 Seiten. 1 DM. Erhältlich bei der BI SO 36, z. Zt. Dresdener Str. 12, 1000 Berlin 36.

Dokumentation der Senats-Angriffe auf die behutsame Stadterneuerung in Kreuzberg.

Pier Luigi Cervellati. La Citta Post-Industriale. Società editrice il Mulino. Bologna 1984. 222 Seiten. 12.000 Lire.

„Dieses Buch prangert die negativen Aspekte der gegenwärtigen Stadt an und versucht, Lösungen und Themen anzusprechen, die zur Realisierung einer alternativen Wiederbegründung unserer Städte notwendig sind.“

Rainer W. Ernst (Hg.). Stadt in Afrika, Asien und Lateinamerika. Colloquium Verlag. Berlin 1984. 190 Seiten. 29,80 DM

Publikation im Rahmen der IBA zur gleichnamigen Ausstellung in der Hochschule der Künste (16. 9. - 11. 11. 1984)

R. Fisch/I. Maass/K. Rating. Der Grüne Hof. Grundlagen und Anforderungen an die Hofbegrünung in der Stadterneuerung. Verlag C. F. Müller GmbH. Karlsruhe 1984. 76 Seiten. 24,80 DM

„Dieses Buch will aufzeigen, wie Grün in der Innenstadt erhalten, geschützt und verbessert werden kann.“

Tony Garnier, da Roma a Lione. Rassegna, marzo 1984. 20.000 Lire. Reich bebilderte Monographie des Entwerfers der „Cité industrielle“.

Friedrich Gilly 1772-1800 und die Privatgesellschaft Junger Architekten. Verlag Willmuth Arenhövel. Berlin 1984. 263 Seiten. Katalog der Ausstellung im Berlin Museum (21. 9. - 4. 11. 1984). Preis in der Ausstellung: 34 DM)

Karl Homuth. Statik Potemkinscher Dörfer. „Behutsame Stadterneuerung“ und gesellschaftliche Macht in Berlin-Kreuzberg. Verlag Ökotoxia. Berlin 1984. 124 Seiten. 13,80 DM. „Meine Kritik richtet sich nicht gegen die Akteure „behutsamer Stadterneuerung“ als einzelne Personen; sie beabsichtigt, die Strukturen gesellschaftlicher Macht aufzudecken, die sie durch ihre Praxis erneuert und gefestigt haben.“